Bayerischer sagenkranz

Alphons Steinberger

Bayerischer Sagenkranz.

Ein Buch

für

Haus und Schule

von

Dr. Alphons Steinberger,

k. Gymnasialprofessor.

München 1897.

J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).

Druck v. A. Fröhlich, München.

Inhalt.

Vorwort.

Die günstige Aufnahme, welche meinen Erzählungen „Aus Bayerns Vergangenheit“ bereits bisher zu teil geworden ist, ermunterte mich, auch dem Gebiete bayerischer Sagenwelt näher zu treten, in der Absicht, sowohl die Jugend als jeden Gebildeten überhaupt mit diesem reichen Borne in einer möglichst fesselnden, Gemüt und Phantasie anregenden Darstellung bekannt zu machen.

Zu diesem Zwecke glaubte ich in ähnlicher Weise wie bei den obengenannten Erzählungen aus der Geschichte verfahren zu müssen: nämlich nicht etwa bloß den historischen Thatbestand, im vorliegenden Falle den Kern der Sage in einem nur berichtenden, mehr oder minder trockenen Tone mitzuteilen (wie dies bei derartigen Büchern, beziehungsweise Sammelwerken nicht selten der Fall ist und schließlich sein muß!), sondern diese selber, ohne dabei ihren Charakter wesentlich zu verändern, möglichst lebendig zu gestalten und sie mit dem duftigen Kleid der Poesie — mit welcher die Sage ja so innig verbunden ist! — zu umkleiden, das Verfahren desjenigen nachahmend, der dem im tiefen Berg gefundenen Edelstein erst dadurch den rechten Wert verleiht, daß er ihn durch sorgfältige Bearbeitung dem Farbenspiele des Lichtes zugänglich macht.

Infolge dessen konnte und wollte ich naturgemäß nicht eine ganze Serie von Sagen behandeln, sondern eine verhältnismäßig bescheidene Zahl, da es ja nicht in meiner Absicht lag, ein förmliches Sagenregister, beziehungsweise eine möglichst gedrängte Inhaltsangabe so und so vieler Sagen zu geben, sondern ein Buch zu schreiben, welches das Herz, das Gemüt des Lesers, sei er jung oder alt, in erzählender, schildernder, nicht selten auch dramatisch bewegter Form in die Zauberwelt der vaterländischen Sage einzuführen versteht.

Von mir zugänglich gewesenen Büchern habe ich außer dem bekannten, weiland König Maximilian II. gewidmeten und von diesem geförderten Sammelwerke „Bavaria“ besonders von A. Schöppners „Sagenbuch der Bayerischen Lande“ (3 Bände, München 1852) und mehreren darin angeführten Quellen und Schriften einen im ganzen bescheidenen, stets aber, wie sich der Leser leicht überzeugen kann, durchaus selbständigen Gebrauch gemacht.

Und so sei denn meine lauteren Motiven entsprungene Arbeit dem Urteile eines jeden wohlwollenden, billig denkenden und patriotisch empfindenden Bayern übergeben!

Regensburg, im Mai 1897.

Der Verfasser.

Widmung.

In leisem Schlummer lag noch Flur und Wald,
Des Eises Rinde war erst kaum gesprengt
Und an den Sträuchern zeigten schüchtern sich
Die ersten Knospen, ahnungsvoll erwacht:
Schneeglöckchen nur, in blendend weißem Kleid
Erhoben schon das dufterfüllte Haupt
Zum blauen Himmelszelt, das heiter sich
Wie zarte Seide überm Walde wölbt'.

Und rings ertönte es wie Glockenlaut,
Verkündend Frühlings Nahen, Frühlings Gruß,
Und Lerchenjubel klang vom nahen Feld,
Auf dem der Pflug schon tiefe Furchen zog.

Still war sonst alles, voll der Andacht ging
Im Wald ich vor mich hin auf ästigem Weg,
Der mählich steiler ward und schlüpfriger.

Nach langem Wandern trat ich müd hinaus
Auf eine Lichtung, die im Sonnenglanz
Vor meinen Augen lag in goldner Pracht:
War Zauber denn im Spiel? Auf einmal sah
Ich Blumen rings, wohin der Blick nur traf!

Da blühten Anemonen, halb versteckt
In ihrer Blätter dunkelgrünem Kleid,
Hier Schlüsselblumen, Gelb in Gelb getaucht,
Und Veilchen, blau und Düfte streuend rings
In den besonnten, lichtdurchtränkten Raum.

Auch Schmetterlinge wiegten fröhlich sich
Von Blum' zu Blume und die Biene braun,
Die zarten Füßchen gelb vom Blütenseim,
Besuchte manchen honigreichen Kelch.

Da trat auf einmal hinter Bäumen vor
Ein blühend schönes Weib, — Frau Sage war's:
Gehüllt den stolzen Leib in Weiß und Blau;
Das lange, goldne Haar vom Haupte floß,
Die hohe Stirne schmückt' ein Diadem.

Ein zierlich Buch sie in der Linken trug,
Die Rechte drein mit goldnem Griffel schrieb;
Und hinter ihr in langem, langem Zug
Ein ganzes Heer von Zwergen, Elfen kam,
Von stolzen Rittern in dem Panzerkleid,
Das breite Schwert zur Seite, Frauen dann,
So lieblich und so sanft wie Vollmondlicht,
Wenn es die Nacht mit seinem Silber hellt.
Dann Jäger mit dem Hifthorn und dem Speer
Und junges Volk, im Tanze drehend sich,
Von Heckenröslein Brust und Haupt geschmückt:

Das alles zog in langem, langem Zug
An mir vorüber wie ein schöner Traum,
Den eine Maiennacht im Schlummer bringt.

Was ich gehört, geseh'n — ich schrieb es auf,
Ein schwacher Klang der süßen Melodien,
Die Herz und Sinn des Träumenden berauscht,
Ich schrieb es auf und reich' es, Leser, Dir.

I.

Der Greis mit dem Engel.

Kampfesmüde pochte einst der große Kaiser Karl an der Pforte eines Klosters an, ihn drängte es, die Nacht im Gebete zu verbringen.

Voll Ehrfurcht ließ der Abt dem hohen Gaste die Kirche öffnen, es war nicht zum erstenmale, daß der Kaiser die stillen Räume dieses Gotteshauses besuchte.

Die Schatten der Nacht lagen überall ausgegossen, nur vorne am Hochaltar brannte in rotem Schimmer das ewige Licht, unsichere, flackernde Streifen warf es bald dorthin, bald dahin.

In einen Chorstuhl setzte sich der Kaiser und seine Gedanken durcheilten in raschem Fluge des Lebens Vergangenheit.

Bald schwebte die Erinnerung um ihn wie eine heitere Frühlingswelt, bald wieder durchschauerte es seine Seele wie banger Herbsteswind und wie müde, sterbensmüde Blätter sank ihm Freude und Hoffnung dahin.

Und auf einmal führten ihn die Schwingen des Gedankens zurück in eine ferne, ferne Zeit.

Die Rosen der ersten Jugend blühten auf seinen Wangen und Freundschaft, Liebe waren in ihrem Geleite.

Und ein Jüngling mit blonden Locken und blauen Augen ritt ihm auf stolzem Hengste zur Seite, treu wie nur einer und ihm so lieb und so teuer!

Der Jüngling war Tassilo, der einstige Bayernherzog. Der müde Kaiser neigte das Haupt auf die Brust und die schwertgewohnte Rechte fuhr über die Augenlider; war's etwa eine Thräne, die sich leise unter den Wimpern hervordrängte?

Armer, unglücklicher Tassilo, verblendeter Mann! Zweimal empörte sich dein stolzer Freiheitssinn gegen des fränkischen Kaisers Macht, selber beraubtest du dich des Herzogsmantels, brachtest Weib und Kind ins Verderben, sie, deren Wiege einst der Glanz einer Krone umstrahlt, vertrauerten nunmehr ihr Leben in einsamer Vergangenheit.

Unglücklicher Tassilo!

Und tiefer sank des Kaisers Haupt zur Brust hernieder und eine neue Thräne verriet den innern Schmerz. Doch horch, welch ein Geräusch?

Wie schlürfende Schritte tönte es von ferne dem Kaiser ins Ohr.

War er nicht allein im Gotteshause, hatte man seine Befehle mißachtet?

Welch ein Schimmer aber flutete von dorther entgegen? Wie festgebannt blieb der große Karl im Chore, der Schimmer kam näher, immer näher.

Und ein blinder Greis in härenem Gewande wurde von einem Engel geführt; sein weißes Kleid leuchtete wie eine sonnendurchstrahlte Wolke und die goldenen Flügel schimmerten wie sanftes Morgenrot.

Jetzt kamen die beiden langsamen Wandelns zu den Stufen des Hochaltares heran.

Gleich einem liebenden Kinde war der Engel um jeden Schritt des blinden Greises bekümmert.

Sachte ließ sich jetzt dieser auf die Knie nieder, indes wie ein fernes Orgeltönen leise Klänge durch die nächtliche Stille zogen.

Der Greis betete; weinte etwa derselbe?

Vergebung! flehte er, Vergebung!

Ich habe gesündigt, Herr, doch ich büße ja, bis zum letzten Hauche dieses gebrochenen Herzens büßt Tassilo!

Da sprang Kaiser Karl empor, mit Jugendkraft, als gälte es, ein längst verschwundenes Glück noch einmal festzuhalten.

Es ist dir vergeben, rief er und stürzte vor dem Greise nieder, hörst du, Tassilo? dein einstiger Jugendfreund Karl hält dich in seinen Armen und verzeiht dir alles, alles!

Da richtete sich der Greis empor, aus den erloschenen Augen drang der Lichtstrahl der Freude, ein Lächeln, als sähe er den Himmel offen, umspielte die welken Lippen und tot sank der müde Pilger zu den Füßen des Kaisers nieder.

Schon drang der Morgenröte erster Gruß durch die Fenster der Kirche, da trat der Abt mit seinen Mönchen ein, besorgt um des Kaisers allzulanges Fernbleiben.

Sie fanden ihn betend vor dem Entschlafenen.

So ist der Greis gestorben, rief der Abt, seit langen Jahren weilt er als frommer Büßer bei uns, niemand wußte, von wannen er kam.

Ich kann's Euch sagen, erwiederte der Kaiser, der Greis war Bayerns einstiger Herzog Tassilo!

Da knieten alle um den Entschlafenen nieder, draußen aber ging eben leuchtend die Sonne auf.

II.

Der große Drache von Murnau.

Der schöne Ort an dem himmelblauen See hieß vor Zeiten, — lang, lang ist's her — Wurmau, weil ein greulicher Lindwurm oder Drache dicht vor einem der Thore des Städtchens lagerte und Menschen und Tieren, wo er sie nur mit seinen schrecklich großen Krallen erhaschen konnte, sogleich den Kopf abbiß und sie dann in aller Ruhe verspeiste.

Wie leicht erklärlich, konnten darüber vor Kummer die guten Wurmauer des Nachts kaum die Augen schließen und wie sie auch, den Zeigefinger an die gefurchte Stirn legend, auf Mittel und Wege sinnen mochten, des abscheulichen Untiers Herr zu werden, — kein rettender Gedanke fiel ihnen bei.

Da kam eines Tages ein flotter Geselle ins Städtchen, frisch und keck blickten seine nußbraunen Augen in die Welt und einen Strauß von Edelweiß trug er ins Hutband geflochten.

Singend kam er des Weges gezogen.

Warum sollt' er nicht singen?

Die Welt war ja so schön!

Allüberall blühte und duftete es; wilde Rosen leuchteten aus allen Büschen hervor, über die prangenden Felder strich ein weicher, kosender Wind, blaue und rote Blumen blitzten unter den Ähren wie Edelsteine und drüber,

hoch oben im Blauen, schwebten die braunen Lerchen und schlugen ihre Triller, als wollten sie mit den goldnen Engeln droben im Himmel um die Wette singen.

Warum sollte der junge Wanderer nicht fröhlich sein? Die Welt war ja so schön!

Ein älterer Bürger kam dem lustigen Gesellen entgegen und sah dem Jüngling prüfend ins Gesicht.

Was derselbe so sorgenlos und heiter in die Welt guckte, als gäbe es in ihr gar kein Elend und als gäbe es in Wurmau gar keinen Drachen!

Wohin des Weges, guter Freund? fragte der Alte den Jungen.

Weiß selber nicht, gab dieser leichthin, doch nicht unbescheiden zur Antwort, ziehe über Berg und Thal, grüße froh den Morgenstrahl, grüße froh den Abendstern, wenn er blinkt aus dunkler Fern, grüße froh . . . . .

Potztausend unterbrach der Bürger den lustigen Reimschmied, du scheinst mir ja ein ganz prächtiger Junge zu sein! Ach, wenn wir armen Wurmauer doch nur auch so lustig sein könnten!

Warum seid ihr denn nicht so lustig? fragte der Geselle in kindlicher Unbefangenheit.

Der Alte sah den Fragesteller fast wehmütig an.

Du hast gut reden, mein Lieber, erwiderte er nach einer Weile, du hast gut reden!

Warum denn? fragte der Andere.

Hast du noch nichts von dem Unglück unserer armen Stadt vernommen?

Der Gefragte schüttelte verneinend das Haupt.

Nun, fuhr der Wurmauer fort, so sollst du wissen, daß vor dem Thor da draußen in einer Felsenhöhle ein Lindwurm haust, der uns schon zwei Knaben und drei Mägdelein geraubt und verspeist hat, der Ochsen, Kühe und Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine gar nicht zu gedenken.

Das ist ja entsetzlich! jammerte der gutherzige Jüngling.

Freilich ist das entsetzlich, wiederholte der Alte, betrübt zu Boden blickend.

Giebt es denn gar keine Rettung?

Traurig verneinte es jener.

Woher soll uns Rettung kommen? Die Zeiten, wo tapfere Ritter gleich dem heiligen Georg arme, unschuldige Jungfrauen aus den Klauen solcher Ungetüme erretteten, sind vorüber.

Der wanderfrohe Geselle wurde nachdenklich.

Gebt mir, sprach er nach einer Weile, einige Tage bei Euch freie Herberge, ich will mit Gottes Hilfe ein Rettungsmittel ausfindig machen.

Das soll von Herzen gern geschehen, versetzte der Bürger, indem er dem Jüngling freudig die Hand reichte und ihn aufforderte, sogleich mit ihm zu kommen.

Die Kunde, daß ein fremder Wandergeselle über die Berge herüber gekommen sei, um Wurmau von dem schrecklichen Drachen zu befreien, verbreitete sich in dem Städtchen so schnell wie ein Lauffeuer.

Doch die meisten Bewohner, wie es ja immer in derartigen Fällen zu gehen pflegt, verhielten sich hiezu entweder gleichgültig oder mißtrauisch, weil sie von vornherein der ganzen Sache keinen Glauben schenkten.

Bei einigen regte sich auch ein geheimer Neid bei dem Gedanken, daß einem „Hergelaufenen" das gelingen sollte, was bisher den klügsten und erfahrensten Köpfen der Stadt nicht geglückt war.

Zu diesen letztern rechnete sich in erster Linie der Schneider Bartholomäus Nadelfinger.

He, he, lachte er, den dünnen Knebelbart zwischen den Fingern ziehend, das wird was rechtes werden! So ein junger Fant will einem Drachen, will unserm Drachen Herr werden! Zu solch einer That gehören Männer, keine Jüngelchen, die auf den Bergen Edelweiß zupfen und Schmetterlingen die Köpfe zerdrücken!

Indessen hatte der fröhliche Wandergeselle dennoch ein Mittel ausgedacht, welches der Stadt unverhoffte Rettung bringen sollte.

Der „erste" Metzger Wurmaus mußte seinen größten Ochsen schlachten, doch das Fleisch durfte er wie sonst verkaufen, nur die Haut des Tieres verlangte der „junge Fant," und zwar vollständig, Schweif, Klauen und Hörner mußten noch dranhängen.

Diese Ochsenhaut füllte nun der Geselle mit Hilfe einiger arbeitsfrohen Bursche mit ungelöschtem Kalk und zwar derart, daß die ganze Haut damit vollständig ausgefüllt und ausgestopft wurde, so daß äußerlich wieder

so ziemlich die Gestalt eines starken, fetten Ochsen hergestellt wurde.

Wie aber sollte nun der so eigentümlich ausstaffierte Ochse vor die Höhle des Drachen geschafft und diesem in aller Form als Frühstück oder Mittagsessen vorgesetzt werden?

Da war guter Rat teuer.

Der Schneider Bartholomäus Nadelfinger schnalzte förmlich vor Vergnügen und Schadenfreude.

Hab' ich's nicht gesagt, wisperte er mit seiner dünnen Stimme, hab' ich's nicht gesagt? Jetzt heißt es: wer getraut sich, der Katze die Schelle anzuhängen? Soll der junge Fant dem Lindwurm den Ochsen nur selber hinaustragen!

Solches schwätzte der eingebildete und schadenfrohe Meister Zwirn, der „Fant" hatte aber inzwischen seinen Plan schon ausgedacht.

Da er in alten Büchern nicht unerfahren war, so ließ er von tüchtigen Zimmerleuten eine Wurfmaschine fertigen, wie selbe bei den alten Römern in Gebrauch gewesen.

In wenigen Tagen war die Maschine nach den Angaben des Fremdlings gebaut und nun wurde auf den nächsten Tag die „Fütterung" angesetzt.

Fast die ganze Bewohnerschaft des Städtchens war begreiflicher Weise in gespanntester Erwartung, was die Sache für einen Verlauf und Ausgang nehmen würde und von den Häusern, besonders aber von den Türmen und

der Stadtmauer aus sah schon von frühestem Morgen an Jung und Alt, Mann und Frau, Jüngling und Mädchen nach der Felsenhöhle, allwo das greuliche Drachengewürm hausete.

Auch der Schneider Bartholomäus Nadelfinger hatte sich's nicht versagen können, in die Nähe des Ortes zu wandern wo die Wurfmaschine war aufgestellt worden.

Mit der zehnten Glockenstunde wurde der „fette Ochse" abgeschossen und zwar so glücklich, daß er dicht vor der Höhle, worin der Drache logierte, niederfiel.

In atemloser Spannung harrten die Wurmauer auf der Mauer oben des Augenblicks, wo das Untier hervorkommen und den Ochsen ergreifen würde.

Längere Zeit blieb alles ruhig und von dem Drachen ließ sich nichts erblicken.

Der Schneider triumphierte.

Hab' mir's gleich gedacht, näselte er, daß der Drache nicht so dumm sein wird, eine Ochsenhaut, die mit ungelöschtem Kalk ausgestopft ist, statt eines wirklichen Ochsen zu verspeisen!

Doch halt! Jetzt kroch das Untier unter schauerlichen Windungen aus seiner Höhle hervor und — Triumph! — mit einem Satze stürzte es sich auf den vermeintlichen Braten und begann ihn zu verschlingen.

Prosit Mahlzeit! rief der Wandergeselle lustig, paßt auf ihr Wurmauer, die Folgen der Unmäßigkeit werden sich bald zeigen!

Und so geschah es auch wirklich.

Nach wenigen Minuten fing der ungelöschte Kalk, von welchem der Drache in seiner Gier eine ganze Wagenladung auf einmal verschluckt hatte, im Magen des Untiers abscheulich zu rumoren an. Da erhob sich ein Zischen und Fauchen, ein Brüllen und Pfeifen, daß davon die Wellen des Sees erzitterten.

Auf einmal zerplatzte der Magen des Drachen und dieser fiel nach einigen furchtbaren Zuckungen tot auf den Boden nieder.

In der ganzen Stadt Wurmau erhob sich darüber ein Freudengeschrei, wie es noch niemals erhört worden war, der sangesfrohe Wandergeselle wurde so umarmt, geherzt und geküßt, daß er darob fast erstickt wäre und erhielt so viele und so prächtige Geschenke, daß er für all seine künftigen Lebenstage ein reicher Mann wurde; die Wurmauer Bürgerschaft aber wollte von dem bisherigen Namen ihrer lieben Vaterstadt, der sie an eine so schreckliche Vergangenheit erinnerte, nichts mehr wissen, sondern nannte dieselbe fortan „M u r n a u."

III.

Beim Brombeerensuchen.

S' war just einen Tag vorm Johannisfest, alles stand in voller Pracht und Blüte und die Heckenrosen glühten und leuchteten aus allen Büschen hervor.

Da ging eine arme Frau mit ihrem Töchterchen zum Beerensuchen in den Wald und es dauerte nicht lange, so hatte sie einen großmächtigen Strauch gefunden, der, obwohl es noch nicht recht an der Zeit war, dennoch über und über mit ganz reifen, schwarzblauen Brombeeren bedeckt war.

Da schau' nur einmal her, Käthele, rief die arme Frau ganz überrascht aus, da ist ja alles ganz schwarz vor lauter Beeren, brock', Kindchen, brock', was du kannst! Das kleine Käthele ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern es half der Mutter mit allem Fleiße, freilich vergaß es dabei auch seiner nicht, sondern steckte Beere um Beere zwischen die kirschroten Lippen.

Aber wie wunderbar! Der Brombeeren wurden nicht weniger, im Gegenteil: je mehr die Frau und das Kind pflückten — der mitgebrachte große Marktkorb war bereits über den Rand gefüllt — desto mehr schienen ihrer zu werden, so daß des Staunens kein Ende wurde.

Da wirkt unser Herrgott ein Wunder! dachte sich die arme Frau, sich andächtig bekreuzend.

Im selben Augenblicke aber that sich dicht neben ihr

der Boden auf wie bei einer Versenkung und förmliche Stufen schienen in einen tieferen Raum hinunterzuführen. Anfangs war das Weib etwas erschrocken, noch mehr das kleine Käthele.

Bald aber faßte es sich und die ihrem Geschlechte angeborne Neugierde ließ die Frau alle anderen Bedenken überwinden: sie nahm ihr Kind bei der Hand und stieg die Stufen hinab, immer weiter hinab.

Sie mochte bereits einige Klafter tief gestiegen sein, als ihre und des Kindes Augen auf einmal wie von hellem Sonnenglanze geblendet wurden.

Die Wände des Saales, in den sie gelangt war, schimmerten aus lauter Gold und Edelsteinen, in der Mitte des Raumes aber saßen drei wunderschöne, weißgekleidete Jungfrauen, welche sich beim Eintritt der Kommenden erhoben und sie freundlich bewillkommten.

Zwei der Jungfrauen nahmen sogleich das kleine Käthele in die Mitte und unter Liebkosungen führten sie das Kind in dem Saale herum.

Die dritte Jungfrau aber, die größte und schönste, trat mittlerweile zu der Frau hin und indem sie dieselbe freundlich bei der Hand faßte, führte sie die Staunende zu einer großen Truhe, welche sie mit einem kleinen goldnen Schlüssel, den die Jungfrau aus dem Busen hervorzog, öffnete.

Die ganze Truhe war bis obenauf mit lauter Perlen und Edelsteinen gefüllt, ein unermeßlicher Reichtum strahlte daraus entgegen.

Nimm, sprach die Jungfrau lächelnd, einmal und mit einer Hand, so viel du nur zu fassen vermagst! Aber — dabei erhob sie warnend den Finger — nur einmal und mit einer Hand!

Das Weib that, wie ihm geheißen.

Aber kaum fühlte es die kostbaren Perlen und Steine zwischen den Fingern, als die bisher so arme Frau von einer unwiderstehlichen Begierde nach größerem Besitze ergriffen wurde.

Während gerade die Jungfrau — vielleicht geschah es aus Absicht — von ihr wegsah und nach dem Kinde schaute, mit welchem die beiden anderen Schwestern noch immer in aller Herzlichkeit sich unterhielten, griff das thörichte Weib im Glauben, die That bliebe unbemerkt, blitzschnell mit der anderen, noch leeren Hand in die Truhe und schöpfte zum andern Mal aus deren kostbarem Inhalt.

Im selben Augenblicke aber erfolgte ein donnerartiger Schlag, das Weib fiel vor Schrecken zu Boden, und als es wieder aus seiner Betäubung erwachte, war alles, alles verschwunden, die schönen drei Jungfrauen und der goldne Saal, die große Truhe mit den Perlen und Edelsteinen und — heiliger Gott — auch das Kind, das kleine Käthele!

Händeringend warf sich die arme Mutter auf die Kniee nieder und unter Thränen rief sie bald den Himmel um Erbarmen an, bald wieder schrie sie mit lauter Stimme nach dem Kinde; doch alles blieb still weit und breit, nur das Echo antwortete mit grausamem Necken und zeitweise ließ sich der Ruf eines Vogels vernehmen.

Schon neigte sich der Tag, als die Frau mit leergeweinten Augen heimwärts zu ihrer ärmlichen Hütte wankte.

Vielleicht war alles nur ein böser, böser Traum gewesen und Käthele kam ihr daheim entgegen mit fröhlichem Lachen und winkte ihr mit den Händchen und rief: Mutter, was hast du doch vergeblich um mich geweint? Sei ruhig, da bin ich ja!

Aber ach, Käthele kam nicht entgegen, die Mutter hatte ihr Kind verloren!

In den Taschen des ärmlichen, fadenscheinigen Rockes fanden sich wirklich all die Perlen und Edelsteine, welche die Frau in unglückseliger Verblendung aus der Truhe genommen hatte.

Aber all der Reichthum, den diese Schätze vorstellten, hatte jetzt für die Mutter keinen Wert mehr; denn wahre Mutterliebe läßt sich um nichts in der Welt erkaufen.

Gerade als sich der Unglückstag jährte, fühlte sich die Frau von einem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, jenen Ort im Walde, wo sie ihr Kind verloren hatte, wiederum aufzusuchen.

Noch war da alles, wie ehedem.

Auch der Brombeerstrauch stand noch am selben Platze und wieder war er dicht mit den blauschwarzen, saftigen Früchten behangen.

Sollte sie davon verkosten?

Anfangs empfand das Weib durchaus keine Lust hiezu, endlich aber, wie um sich zu zerstreuen, pflückte sie einige der süßen Beeren und verkostete sie.

Kaum waren dieselben zwischen den Lippen verschwunden, als der unterirdische Eingang wieder sichtbar wurde wie im vorigen Jahre.

Zitternd vor Freude und Erregung bedachte sich die Mutter Kätheles keinen Augenblick, sondern sogleich stieg sie die Stufen hinunter wie dazumal.

O himmlische Wonne!

Dort unten im goldschimmernden Saale saß das verloren geglaubte Kind in Mitte der drei schönen, weißgekleideten Jungfrauen in heiterem Scherze, ganz noch das Käthele wie früher, nur größer und schöner geworden!

Mit ernsten Blicken führten die Jungfrauen der Mutter das Kind entgegen, dann verschwanden sie.

Die Frau aber eilte mit dem wiedergefundenen Kleinod auf den Flügeln der Freude nach Hause, jetzt erst hatten für sie die Perlen und Edelsteine den richtigen Wert erhalten.

IV.

Das Holzfräulein.

Ein heißer Sommertag war's und sogar die grün und blau schillernden Käfer suchten den Schatten auf, nicht zu reden von den faulen Heupferdchen, die nur hie und da, von einer Eidechse oder einem Fröschlein aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, etliche Sprünge machten, dann aber wieder rasch ihre smaragdenen Flügeldecken zusammenklappten und sich in irgend einem Blumenkelche oder an einem Grasstengel dem dolce far niente überließen.

Nebenan aber im Holze ging's klipp klapp, klipp klapp, immer fort klipp klapp!

Da soll doch gleich das Donnerwetter dreinschlagen! jammerte der Holzhauersepp und aufs neue ließ er sein blitzendes Beil in den dicken Fichtenstamm sausen, daß die Spähne nur so umeinander flogen.

Dann aber wieder nahm er die scharfgezahnte Säge zur Hand und versuchte den Hieben des Beiles nachzuhelfen.

Auf einmal stand vor dem Holzhauer, als er sich eben wieder mit dem groblinnenen Hemdärmel die hellen Schweißtropfen von der Stirne wischte, ein gar seltsames Wesen.

Ein Weiblein war's, kaum drei Schuh hoch, in ein moosgraues Gewand gehüllt, auch das Gesicht war grau, ebenso die Haare, welche, wie langes Moosgespinnst über den Nacken herniederhingen.

Das Antlitz war aber trotz der grauen Farbe nicht unschön zu nennen, nur lag in den Zügen ein unsäglich trauriges und ängstliches Wesen ausgedrückt.

Sepp war über den Anblick begreiflicher Weise sehr erstaunt.

Doch sein Spruch „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag' an, was ist dein Begehr?" wollte ihm beim Anblick der kleinen Frau, die ihm offenbar mehr bittend und hilfeflehend als in irgend einer anderen Absicht nahte, nicht über die Lippen kommen.

So standen sich der riesengroße Holzhauer und das kleine, graufarbige Fräulein eine Zeit lang gegenüber, endlich aber begann das letztere mit einer äußerst zarten und sanften Stimme:

Du mußt dich wohl recht plagen, guter Mann?

Das wollt' ich meinen, erwiederte Sepp, der vermale...... Aber die Kleine ließ den Holzhauer seine Verwünschung nicht aussprechen.

Beide Hände, gleichfalls grau wie das ganze Persönchen, streckte sie wie abwehrend vor sich.

Nicht fluchen, nicht fluchen! bat das Fräulein mit einer so flehentlichen Stimme, daß Sepp augenblicklich das böse Wort hinter die Zähne zog.

Der — Baum ist gar nicht umzubringen, sagte er verbessernd.

Komm, erwiderte die Graue, ich will dir helfen.

Sepp wußte nicht, wie ihm geschah.

Was? das Weiblein da, das ihm kaum bis zum

Hosengurt reichte, wollte ihm helfen, bei dieser Arbeit helfen?

Aber da hatte es auch schon die Säge angesetzt. Nimm sie beim andern Ende, sagte sie, so! Und jetzt laß uns anfangen, eins, zwei, drei!

Wenn der Sepp statt eines zwei Schuh dicken Baumstammes hätte einen Butterlaib zu durchschneiden gehabt, wäre ihm sicher die Arbeit, wenn da überhaupt noch von einer Arbeit die Rede sein konnte, auch nicht leichter geworden!

In wenig Augenblicken war der Stamm dicht unter den Hieben und Einschnitten, welche der Holzhauer bisher mit so geringen Erfolgen gemacht hatte, glatt durchgesägt, so glatt, wie eine Glastafel und krachend stürzte die riesige Tanne, nachdem sie das Weiblein nur mit dem grauen Zeigefinger berührt hatte, zu Boden. Potz Tausend, rief Sepp in heller Freude, das heiß' ich Sägen!

Aber wer bist du denn, kleines Fräulein? fragte er jetzt, die schwieligen Hände in die Seiten stemmend und sich dicht vor das graue Weibchen hinstellend.

Ich bin ein Holzfräulein, erwiederte es traurig.

Ein Holzfräulein bist du, oder ein Waldfräulein? rief Sepp, ei, das freut mich, ein solches einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen!

Aber sag', Holzfräulein, warum schaust du denn gar so grämlich und düster drein? Und wie grau du aussiehst, grad als wärst du aus lauter Moos zusammengeleimt!

Da fing das Holzfräulein bitterlich zu weinen an, rupfte vom nächsten Baume etliches Moos ab, das in langen Fäden herniederhing, und trocknete sich damit die Thränen auf, die wie Tautropfen über die graue Wange herunterrollten. Warum sollen wir Holzfräulein nicht traurig sein? schluchzte es, daß dem Holzhauer ganz seltsam ums Herz wurde und er am liebsten gleich selber mitgeweint hätte.

Tag und Nacht, fuhr das graue Geschöpf weiter, müssen wir uns ja vor den Holzhetzern fürchten, dem wilden Gjoid,* die verfolgen uns, wo sie nur können und wenn sie eins von uns erwischen, zerreißen sie's in Stücke!

Ach, du armes Holzfräulein! jammerte Sepp. Ja um das wilde Gjoid ist's etwas schreckliches, mich gruselt am ganzen Leib, wenn ich nur dran denke.

Nicht wahr? bestätigte das Holzfräulein. Aber ihr Menschen könnt euch doch retten vor diesen furchtbaren Holzhetzern, ihr dürft euch nur, wenn sie oben in den Lüften einherbrausen, platt auf den Boden werfen, das Gesicht auf die Erde gedrückt, dann thut euch das Gjoid keinen Schaden.

Aber wir armen Holzfräulein haben kein solches Rettungsmittel! Dreißig von uns wollten heuer am Dreikönigstag dieses Mittel versuchen, als sie plötzlich vom wilden Gjoid überrascht wurden: aber es half nichts, die armen Schwestern wurden bemerkt, vom Boden wegge-

* Wilde Jagd.

rissen, hoch in die Lüfte entführt und dort oben zerfetzt, daß die einzelnen Stücke zur Erde herabwirbelten wie die Schneeflocken.

Auf's neue begann das Holzfräulein bitterlich zu weinen und jetzt weinte auch der Holzhauersepp mit.

Wenn ich dir, arm's Weiberl, nur helfen könnte! sagte endlich der gutherzige Mensch.

Freilich kannst du mir helfen, erwiederte das Holzfräulein, wenigstens in einer Beziehung.

Wieso denn?

Hau' mir hier mit deinem Beil auf den eben abgesägten Stamm drei Kreuze hinein! Wenn wir, während das wilde Gjoid vorüberrast, uns drauf setzen, sind wir gerettet, die bösen Holzhetzer können uns nichts anhaben und uns nicht in den Lüften zerreißen.

Wenn's weiter nichts ist, sagte der Holzhauersepp, den Gefallen kann ich dir leicht erweisen.

Und damit ergriff er sein Beil und hieb kunstgerecht drei Kreuze auf den glatt durchsägten Stamm.

Das Holzfräulein aber hatte sich mittlerweile zur Erde gebückt und einen mächtigen Klumpen Erde mit sammt dem darauf wachsenden Moose mit ihren grauen Fingern ausgebohrt.

Da nimm! sagte sie, weiter kann ich dir nichts schenken für deine gute That und damit überreichte das Holzfräulein dem Sepp den Erdklumpen und verschwand so schnell wie ein leichtes Rauchwölkchen oder eine Seifenblase.

Der Tausend, dachte sich der Holzhauer, da hab' ich eine schöne Belohnung erhalten!

Schon wollte er dieselbe im Unmut von sich schleudern, als er plötzlich, von einer heiteren Laune erfaßt, sich anders besann.

Muß doch das kostbare „Geschenk" meinem Weibe zeigen, lächelte er verschmitzt, wickelte den Erdklumpen in Moos und ging heim zu Weib und Kindern.

Die saßen gerade bei ihrem dürftigen Abendbrot.

Du kommst aber heute spät! sagte das Weib und schnitt dem Kleinsten noch ein Stückchen schwarzen Brotes ab.

Aber ich hab' auch was erlebt! rief Sepp.

Wird was rechtes gewesen sein! gab das Weib zurück.

Jetzt erzählte der Holzhauer sein Abenteuer mit dem Waldfräulein.

Weib und Kinder lauschten atemlos.

Zum Schluß, fuhr Sepp mit schalkhafter Miene fort, gab sie mir ein Geschenk.

Mit diesen Worten griff der Holzhauer nach dem moosbewachsenen Erdklumpen, den er bisher sorgfältig verborgen gehalten.

Aber im selbigen Augenblicke hatte sich derselbe in pures Gold verwandelt, sein Wert betrug mehr als tausend Dukaten.

V.

Die Allerseelenmesse.

Die Gertrud war eine bildhübsche und dabei sehr tugendhafte Jungfrau und jedermann hatte sie lieb und sah ihr gern ins Gesicht, just wie der Rose, wenn sie eben am Morgen erblüht ist.

In der Nähe von Gertruds Elternhause wohnte ein reicher, hochangesehner Patrizier, der hatte einen einzigen Sohn, jung und schön und wenn Gertrud von ihrem Fenster aus durch die Geranienstöcke hindurch den Jüngling unten auf der Straße von Zeit zu Zeit erblickte, ward sie rot bis zur Stirne hinauf, trat vom Fenster schnell zurück, dann wieder hinzu und blickte verstohlen dem jungen Patrizier nach; dann aber gab sie, den Text eines Liedchens leise vor sich hinsummend, ihrem Vögelchen im Käfig irgend eine Süßigkeit, spielte und scherzte mit ihm, daß dem kleinen Vogel ganz warm wurde und vielleicht dachte er sich: was doch meine schöne Herrin so launenhaft ist! Oft sieht sie den ganzen Tag nicht nach mir, dann aber auf einmal ist sie wieder so lustig und ihre braunen Augen blicken so lieb und freundlich, als wollte sie die ganze Welt umarmen!

Eines Tages aber trat Gertruds Freundin, die stolze und reiche Katharina, ins Zimmer, zeigte ihr ein goldnes Ringlein am Finger und sagte: eine Neuigkeit, liebe Gertrud, eine Neuigkeit!

Was denn? fragte diese halb erschrocken, denn es kam ihr vor, als würde ihrem Herzen ein großes Wehe bereitet.

Ich bin verlobt!

Verlobt? Und mit wem, Katharina?

Mit dem jungen Patrizier, gleich in deiner Nähe.

Da fuhr Gertrud mit der Hand unwillkührlich nach der Brust, worunter das Herz sich befand.

Aber was hast du denn? fragte Katharina ängstlich, denn die Freundin war auf einmal blaß geworden und zitterte förmlich.

Nichts, nichts! entgegnete Gertrud nach einer Weile, ihre ganze Kraft mit fast übermenschlicher Anstrengung aufbietend, ich leide bloß in neuerer Zeit . . . . aber lassen wir das! Also verlobt bist du? Ich gratuliere dir!

Danke, danke! Du kennst doch meinen Bräutigam?

Vom Sehen, glaub ich, vom Sehen! Und wann wird denn die Hochzeit sein?

So bald als möglich, noch im Laufe des Sommers.

Bald nach dieser Unterredung verabschiedete sich die glückstrahlende Braut von ihrer Freundin, indem sie derselben noch von Herzen Besserung ihres Unwohlseins wünschte.

Gertrud aber, wieder alleinig, schritt auf einen Stuhl zu, setzte sich nieder und weinte.

Das Vöglein indes saß traurig im Käfig und des andern Morgens lag es tot auf dem Boden.

* * *

Das Eheglück Katharinas mit dem jungen und schönen Patrizier war nur von kurzer Dauer: wenige Monate nach der Hochzeit erkrankte der Gatte sehr schwer und starb.

Auch Katharinas Freundin Gertrud wurde bald darauf eine Beute des unerbittlichen Todes.

Am Allerseelentage, noch in dem nämlichen Jahre aber begab sich die junge Witwe in kostbarer Trauerkleidung früh des Morgens in die Kirche, um für das Heil der Verstorbenen zu beten.

Starkes Dunkel herrschte in dem geweihten Raume, die ewigen Lichter in den Ampeln vor den Altären, an welchen viele Menschen, Männer und Frauen, knieten, verbreiteten nur einen schwachen, flackernden Schimmer. Ganz seltsam war es Katharina zu Mute: alles in der Kirche kam ihr so fremd, so ungewohnt vor, auch die Menschen. Lauter fremde Gesichter, wohin sie nur blickte, auch der Priester, der vorne am Hochaltare die hl. Messe las, war der jungen Patrizierswitwe ganz unbekannt.

Katharina schritt leise auf eine schwarzgekleidete Jungfrau zu, welche an einem der nächsten Altäre kniete und ihr den Rücken wandte.

Leise klopfte sie dieselbe auf die Schulter.

Könnt ihr mir nicht sagen . . . . . begann Katharina; aber sie konnte nicht weiter fragen, denn der Schrecken erstickte ihr jedes fernere Wort.

Die Angeredete war nämlich — Gertrud.

Du bist's, Katharina? sagte dieselbe in einem eigentümlich flüsternden Tone.

Ach, du hast mir zwar auf Erden das Herz gebrochen, doch ich hab' dir längst vergeben!

Aber heb' dich eilends von hier hinweg! Sogleich wird es zur Wandlung läuten, da mußt du außerhalb der Kirche sein, sonst bist du verloren!

Auf das hin ward es auf einmal ganz Nacht um Katharinas Augen und als sie wieder erwachte, lag sie zu Hause, von Verwandten und Dienerinnen umgeben und man sagte ihr, daß sie plötzlich in der Kirche umgesunken und sie dann nach Hause gebracht worden wäre.

Drei Jahre darauf starb auch Katharina, gerade am Allerseelentage.

Sie wurde ganz nahe bei ihrem vorausgegangenen Gatten und bei Gertrud zur letzten Ruhe gebettet und alle drei Gräber waren fast das ganze Jahr hindurch von blühenden Rosen bedeckt.

VI.

Wie der heilige Emmeram einem frechen Schwätzer heimzahlt.

Als einst der mächtige Kaiser Otto nach Regensburg kam, lud er sich im dortigen Kloster des heiligen Märtyrers Emmeram, der einst durch den Herzogssohn Landbert einen grausamen Tod erlitten, zu Tische, worüber Abt und Mönche hoch erfreut waren und alles aufboten, durch eine auserlesene Tafel die Zufriedenheit des hohen Gastes zu erwerben.

Da gab es Gesottenes und Gebratenes in Hülle und Fülle und dazu die köstlichsten Weine, so daß der Kaiser mit seinen Gästen den Leib wohl mit Speise und Trank versorgte und gegen Ende der Tafel erhob sich die Majestät und brachte auf die Minne des heiligen Emmeram einen wohlgesetzten Trinkspruch aus.

„Dessen Brod ich esse", sagte der Kaiser in froher Laune, „dessen Lied ich singe. Der heilige Bischof und Martyrer Emmeramus hat uns anheut von seinen Gütern wohl gespeiset und getränket; so gedunket es mich, billig zu sein, daß wir auch diese Mahlzeit in der Liebe des heiligen Emmeram vollenden."

So sprach der Kaiser unter allgemeinem Beifalle und hierauf befahl er, sich einander den Friedenskuß zu geben

und dann aus einem eigens dazu bestimmten Pokale die Liebe des heiligen Martyrers zu trinken.

Solches gefiel allen Anwesenden gar wohl, nur der Ritter Kunz von Katzenstein, der sich schon längst den Gürtel aufgeschnallt hatte, um im Essen und Trinken nicht äußerlich gehindert zu sein, hatte dem Wein schon derart zugesprochen, daß sein Verstand, ohnedies nicht besonders groß, ganz schwach geworden war.

„Wa — was sollen wir thu — thun?“ lallte er, seinen Nachbarn groß anschauend und die rotfunkelnde Nase reibend.

„Die Liebe des heiligen Martyrers Emmeram trinken“, versetzte der Gefragte, ganz verwundert das Vollmondsgesicht des Ritters Kunz von Katzenstein betrachtend.

„Ich ka — kann nicht mehr“, lallte dieser wieder, „Emmeram hat — hat nimmer Platz in meinem Bau — Bauch!“

Kaum aber hatte der betrunkene Ritter solches gesprochen, so erhielt er von unsichtbarer Hand eine so derbe Maulschelle, daß es laut klatschte, der also Zurechtgewiesene mitsammt dem Stuhle ein förmliches Rad schlug und zappelnd auf dem Boden lag.

Der Kaiser nebst allen hohen Gästen konnte sich anfangs den sonderbaren „Fall“ gar nicht erklären, erfuhr aber bald die Ursache der wunderbaren Begebenheit.

Da befahl der hohe Herr, dieselbe der ganzen Bürgerschaft männiglich kundzuthun, auch mit allen Glocken

läuten zu lassen und noch am selbigen Tage zur Sühne des Frevels ein feierliches Te Deum abzuhalten.

Der Ritter Kunz von Katzenstein gedachte aber der empfangenen Maulschelle sein Leben lang und trank fortan nicht mehr, als der Magen vertragen konnte.

VII.

Das Hexenfest.

Der Tag des Kirchweihfestes rückte immer näher heran und die Bärbel, welche für ihr Leben gern tanzte, freute sich unbändig darauf.

Jedes Jahr durfte sie dieselbe bei ihrer alten Base verbringen, einem reichen aber sehr geizigen Weibe; nur an Kirchweih machte aber dieselbe eine Ausnahme, da wurden Küchel in schwerer Menge gebacken und auch unterm Federvieh ward manches Schlachtopfer auserlesen.

Am Abend vorher schon machte sich Bärbel auf den Weg zu der Base, aber als es durch den Wald ging, kam das Mädchen auf einmal vom richtigen Pfad ab und verirrte sich.

Anfangs machte sich die lustige Bärbel wenig daraus, sie trällerte ein Liedchen vor sich hin und hoffte, die rechte Straße bald wieder aufzufinden.

Doch sie täuschte sich.

Mehr und mehr wurde ihr der Weg ungewohnter, der Wald düsterer, die Gegend einsamer.

Jetzt hüpfte ein Eichkätzchen mit seinem buschigen Schweife über den von Baumwurzeln dichtdurchzogenen Pfad, eilte in gewaltigen Sätzen nach der nächsten Tanne und kletterte daran empor, von Zeit zu Zeit auf das einsame Menschenkind herabsehend und, kam dasselbe näher, rasch wieder höher klimmend.

Auch das Geschrei von Raben ließ sich vernehmen.

Das waren lauter Dinge, die Bärbel schon hundert Male gesehen und gehört hatte, aber jetzt kam ihr alles so eigen, so seltsam vor und sie begann schneller und schneller zu gehen.

Endlich kam sie auf eine Waldwiese hinaus, ach Gott, die war ihr ganz unbekannt; der Abend brach schon herein, die Mondscheibe nahm bereits einen gelblichen Schimmer an und schwebte hinter den dunklen Tannen dort drüben empor.

Aus der Ferne, so meinte Bärbel, ließ sich eine Kirchenglocke vernehmen, es mußte wohl schon die Zeit des Gebetläutens gekommen sein.

Eine furchtbare Angst überlief sie auf einmal und das Weinen stand ihr nahe.

Da ließ sich auf einmal der Ruf: Bärbel! vernehmen.

Vor Freude hätte sie laut jubeln mögen.

Gleich schaute das Mädchen nach der Richtung, woher es den Ruf vernommen hatte und erblickte das Weib des Dorfschulzen, welches, seltsam aufgeputzt, in großen Schritten auf Bärbel zukam.

Wohin gehst du denn? rief die Nahende.

Zu meiner Base auf die Kirchweih! Ich bin so froh, daß Ihr kommt, ich habe mich verirrt.

Komm nur gleich mit, entgegnete das Weib, ich gehe auch zum . . . . .

Hier sprach die Schulzensfrau ein Wort, das Bärbel nicht verstand.

Das Mädchen atmete förmlich auf, als es so unverhofft eine Begleiterin gefunden hatte.

Schweigend aber ging sie neben derselben her, welche, ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, kein Sterbenswörtchen zu ihr sprach.

Der Mond war mittlerweile aufgegangen und wandelte die ganze Gegend in eine silberne Landschaft um.

Hie und da huschten kleine, blaue Flämmchen vom Boden empor. Wie Schmetterlinge gaukelten und scherzten sie miteinander, bald stieg das eine, bald das andere höher, bald entfernten sie sich gegenseitig, als ob sie sich fliehen wollten, bald wieder kamen sie so nahe zusammen, als ob sie sich küssen möchten, um sofort wieder sich abzustoßen: es waren das Irrlichter.

Was sind denn dies für seltsame Nachtvögel? fragte Bärbel in dem unschuldigsten Tone.

Schweig, rief die Frau des Schulzen unwirsch, was dich nicht brennt, das blase nicht!

Wie grob! dachte sich das Mädchen, doch getraute es sich nicht, darauf zu erwiedern.

Als die beiden wieder eine Weile neben einander gingen, trat auf einmal aus einem Seitenwege eine neue Begleiterin, eine schon bejahrte, doch noch rüstige und gleichfalls sehr auffallend gekleidete Frauensperson hinzu.

Warum so spät? fragte die Schulzin.

Fand nicht gleich die Salbe!* war die Antwort.

* Nach dem Volksglauben streichen die Hexen, wenn sie auf einem Besen oder einer Gabel „ausfahren", diese Gegenstände nicht selten mit einer (Hexen-) Salbe ein.

Und die drei zogen schweigend des Weges, Bärbel wurde es von Minute zu Minute unheimlicher und ängstlicher.

Aber Gott sei Dank! Da kam ja ihre alte Base selber daher. Wie sie ausschaute! Ganz phantastisch aufgeputzt, ein feuerrotes Tuch trug sie wie einen Turban um den Kopf gebunden.

Grüß dich Gott, Base! wollte Bärbel in freudiger Begrüßung rufen, aber im selben Augenblicke, als das Mädchen den Namen Gott aussprechen wollte, schnitt die Alte eine so grimmige Fratze und ihre geröteten Augen leuchteten so wild, daß Bärbel das Wort auf den Lippen erstarb.

Wohin nur das alles marschierte! Denn bald von dieser, bald von jener Seite kamen immer neue Weiber herzu, meist alte, hie und da aber auch jüngere und jetzt gings auf einen großen, freien Platz, da harrten der Kommenden bereits viele hundert andere Gäste.

Schaudernd wollte Bärbel von dem wilden lärmenden Treiben, das sich nun beim vollen Mondeslichte teils auf der Erde, teils in den Lüften entwickelte, ihre Blicke abwenden.

Doch ein Trunk, den sie auf Geheiß ihrer Base aus einer kristallenen Flasche machte, erweckte in der jungen Dirne eine solche wilde Lust und Freude am Springen und Tanzen, daß sie fortan keiner anderen ihrer vielen Gefährtinnen nachstand.

So sprang und tanzte denn Bärbel fort, bis sie vor

Müdigkeit wie tot umsank und in einen tiefen Schlaf verfiel.

Als das Mädchen daraus erwachte mit schwerem Kopfe und ganz zerschlagenen Gliedern, stand schon die Sonne hoch am Himmel.

Statt im Bette zu Haus bei ihren Eltern sah sich aber die arme Bärbel auf einem — Misthaufen liegen und als es einen eben des Weges kommenden Bauernknecht nach der Wohnung ihrer Base fragte, that derselbe ganz erschrocken.

Nenn' mir doch diese nicht, rief er abwehrend, die hat ja vor drei Tagen der leibhaftige Gottseibeiuns geholt!

Da erhob sich Bärbel zitternd von ihrem abscheulichen Lager und ließ sich nach Hause zu den Eltern geleiten, die ihre Tochter wieder freudig in die Arme schlossen.

Nach dem Tode ihrer Eltern aber ging Bärbel in ein Kloster und oblag frommer Andacht bis an ihr seliges Ende.

VIII.

Blinde Kuh.

Studenten sind meist durstig und wo ein Wirtshausschild winkt, gehn sie nicht gerne „uneingekehrt" vorüber.

Einst kamen solch lustige Gesellen zu einem Dorfwirt in der Nähe von Höchstädt an der Donau und bestellten sich bei demselben, der artig vor den „Herren" sein Käpplein gezogen hatte, etliche Flaschen guten Rheinweins.

Wirklich hatte der Wirt einige Fässer dieses edlen Rebensaftes in seinem Keller und sogleich beeilte er sich, den Wünschen der Herren aufs beste nachzukommen.

Der Wein war in der That ausgezeichnet und Flasche um Flasche wurde „ausgestochen", auch der Wirt mußte sich zu den Gästen setzen und die lustige Kneiperei mitmachen, was zur Folge hatte, daß des Wirtes Nase, die ohnedies eine sehr lebhafte Färbung zeigte, nun vollends jene der „rosenfingrigen Eos" erlangte.

So wurde denn eine Weile ganz flott gezecht, schließlich aber, als es ans Zahlen ging, stellte sich heraus, daß momentan keiner der Musensöhne im Besitze der nötigen Barschaft war und man somit im vollen Sinne des Wortes die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte.

Das war fatal, sehr fatal!

Was thun?

Da kam dem ältesten der bedrängten Zechbrüder ein rettender Gedanke. Kommilitonen, sprach er, wann wollen wir denn eigentlich unser Spiel beginnen, unser neues, jüngst erfundenes Spiel, das bald Weltruf erlangen wird?

Der Wirt spitzte neugierig die Ohren.

Wann's beliebt, meinetwegen sofort! erscholl es verständnisinnig im Chorus.

Herr Wirt, Ihr werdet das Spiel doch auch mitmachen?

Was ist es denn für ein Spiel?

Caeca vacca!

Caeca vacca? Kenn' ich nicht!

Thut nichts zur Sache!

Mit wenigen Worten hatte der Student den Charakter des Spiels gekennzeichnet.

Ist mir so ziemlich bekannt, bemerkte der Wirt mit nachdenklicher Miene, aber den Namen, — den Namen hab' ich noch niemals gehört.

Glaub ich schon, versetzte einer der Studenten, der Name ist eben lateinisch, s' ist ein Spiel, das wir von den alten Römern erlernt haben.

Ach so, darum!

Alsbald begann das Spiel und als der eine der Studenten sich die Augen verbinden ließ und nun als „blinde Kuh" in der Stube herumtastete, um zu „fangen", wurde die Heiterkeit eine allgemeine und der Herr Wirt hatte seine helle Freude dran.

Jetzt traf beim „Auszählen" diesen selber die Reihe.

Regel- und kunstgerecht wurden ihm die Augen verbunden und das Spiel konnte wieder beginnen.

Während nun der gutmütige Wirt bald an den Wänden herumtastete, bald an Tisch und Stühle stieß, sogar über die Hauskatze stolperte und beinahe zu Falle kam, empfahl sich nach und nach ein Student um den andern aus der Stube und machte sich schleunigst aus dem Staube.

Wie sich die Herren doch so ruhig verhalten! dachte der Wirt, es soll ihnen aber nichts helfen, ich werde doch noch einen Vogel erwischen!

Und aufs neue tappte er in der Stube herum. Endlich aber, als sich gar kein Geräusch mehr vernehmen ließ, nur die Uhr an der Wand ihr einförmiges Ticktack machte und auf der Bank beim Ofen die Katze schnurrte, wurde es der „blinden Kuh" doch etwas zu bunt: sie nahm sich das fest um die Augen gebundene Tuch herab und blickte verwundert in der Stube herum.

Da war kein Student mehr zu sehen, auf dem Tische nur standen die leergetrunkenen Flaschen und Gläser.

Das ist ein nettes „altrömisches" Spiel, rief der gefoppte Wirt ärgerlich, schließlich aber machte er doch gute Miene zum bösen Spiel und mußte über den gelungenen Streich selber lachen.

Das Dorf aber, in dem sich diese Geschichte vor so und so langer Zeit abspielte, erhielt seitdem den Namen „Blindheim" und noch heut zu Tage führt es denselben.

IX.

Die Büßerin von Himmelkron.

Die Gräfin von Plassenburg war eine sehr schöne Frau, dabei aber stolz und zu einer gewissen Grausamkeit geneigt.

Als ihr Gemahl eines frühen Todes verblich, weinte sie zwar manche Thräne auf sein Grab, aber eher als die Rosen der vielen Kränze welkten, welche auf den kostbaren Sarg des Verstorbenen gelegt wurden, trockneten diese Thränen und Agnes, so hieß die junge Witwe, fing bald an, stolze Zukunftspläne auszuhegen.

Bei einem Turniere, das etwa ein Jahr nach dem Tode des Grafen zu Nürnberg abgehalten wurde und welchem Agnes beiwohnte, sah sie Albrecht, den Sohn des Burggrafen von Nürnberg, einen Jüngling von außerordentlicher Schönheit, und sofort wurde ihr Herz von heißer Liebe zu dem Ritter entflammt.

Albrecht blieben die Gesinnungen der Gräfin nicht lange verborgen und eine Zeit lang schmeichelte ihm das Bewußtsein, die Liebe der schönen Agnes gewonnen zu haben.

Doch seine Eltern waren einer Verbindung ihres einzigen, teuern Sohnes mit der Erbin von Plassenburg durchaus entgegen.

Du bist einerseits noch zu jung, sprach Albrechts Vater im Tone vollster Überzeugung, und anderseits

möchte ich, daß ich gleich in aller Aufrichtigkeit es sage, die Gräfin von Plassenburg trotz ihrer Schönheit nie und nimmer zur Schwiegertochter haben!

Auch die Burggräfin pflichtete den Worten ihres Gemahls vollkommen bei.

Sie hat kein Herz, rief die wackere Dame, und laß dir sagen, Albrecht, eine Frau ohne Herz kommt mir vor wie eine Rose ohne Duft, wie ein Baum ohne Blüte, wie ein Maitag ohne Sonnenschein.

Da hat die Mutter vollkommen Recht, versetzte der Burggraf. Ein Herz muß der Mensch haben, ein freundliches, gemütvolles Wesen, welches da lacht mit den Fröhlichen und weint mit den Betrübten.

Aber Gräfin Agnes hat kein Herz, wie's ein braves Weib im Busen tragen soll, das hat sich beim Tode ihres Mannes, des seligen Otto von Plassenburg, gezeigt. Ein paar Tage Jammer und Thränen, Trauergewänder und schwarze Schleier — all das stand ihr prächtig zu Gesicht, — aber im Innern war's mit dem ganzen Schmerze nicht weit her. Schon nach wenigen Wochen ritt sie wieder aus, scherzte und lachte, ja auch dem Zabelspiel* ergab sie sich wieder wie sonst und weiß Gott noch anderen Dingen. Wer hat Dir denn das alles gesagt, Vater? warf Albrecht ein.

Das brauche ich nicht zu besprechen, im übrigen soll's kein Geheimnis sein: der Ritter Drachbart hat mir's gesagt, ein vertrauter Freund des seligen Grafen

* Brett- (Schach-) spiel.

Otto, und der Ritter hat's vom Haushofmeister der Gräfin, dem Hayder von Hagen, erfahren.

Dem Hayder von Hagen?

Nun, was fragst du so?

Das ist ein falscher, hinterlistiger Mensch!

Mag sein! Aber deshalb bleibt das über die Gräfin doch wahr.

Sie ist so schön!

Ach, Albrecht, wenn Schönheit und Tugend immer mitsammen verbunden wäre! Du bist noch jung und unerfahren und weißt nicht, daß oft die schönsten Farben den giftigsten Schlangen zu eigen sind.

Solches und noch viel anderes besprachen die besorgten Eltern mit ihrem Sohne und die Worte schienen, da Albrecht im ganzen ein gutes, williges und für alles Edle empfängliches Herz besaß, auf denselben ihres Eindrucks nicht zu verfehlen.

Hayder von Hagen aber, ein überaus tückischer und dabei von glühendem Ehrgeiz erfüllter Mann, der von den Gesinnungen seiner Herrin für den jungen Burggrafen keine Ahnung hatte, faßte den verwegenen Plan, sich selber um die Hand der schönen Gräfin zu bewerben und dadurch die herrliche Plassenburg in seinen Besitz zu bringen; die beiden Kinder, welche die junge Witwe besaß, ein reizender Knabe von etwa fünf, und ein ebenso liebliches Mädchen von vier Jahren, machten dem habgierigen und gewissenlosen Menschen keine Sorge,

— mit denen, so sagte er zu sich selber, werd' ich schon fertig werden, kommt Zeit, kommt Rat!

Von solchen Gesinnungen erfüllt, suchte er eifrigst nach einer Gelegenheit, der Gräfin sein unverschämtes Begehren vorzutragen und wirklich schien ihn in diesem Streben das Glück zu begünstigen.

Als die Herrin von Plassenburg eines schönen Tages eben von einem Spazierritt in der Umgegend zurückgekehrt war und mit Hilfe ihrer Kammerfrau die Kleider gewechselt hatte, ließ sich Hayder von Hagen melden und um eine Unterredung bitten.

Lächelnd sagte die Gräfin die Erfüllung dieser Bitte zu und wenige Minuten darauf trat der Haushofmeister ein. Er hatte sich mit ungewöhnlicher, fast geckenhafter Sorgfalt herausgeputzt und seine Rede, beziehungsweise seinen Heiratsantrag wohl einstudiert.

Wie erstaunte er aber, als die Gräfin, die ihm heute schöner und begehrenswerter denn je erschien, schon gleich beim Eintritt in ihre prachtvolle geschmückte Kemnate* in heiterer, fast schalkhafter Stimmung entgegenrief:

Ei, mein lieber Hagen, Ihr kommt wie gerufen!

Gnädigste Gräfin! hauchte der Angeredete unter tiefen Verbeugungen, während er zugleich seine Augen verdrehte und ihrem katzenartigen Blicke ein möglichst frommes und demütiges Ansehen zu geben suchte.

Ja, wie gerufen! wiederholte Agnes bestätigend, kommt näher, nehmt Platz!

* Frauengemach auf einer mittelalterlichen Burg.

Ein unerhörtes Glück, dachte sich der angehende Freier; so gut gelaunt wie heute hab' ich die schöne Gräfin noch niemals angetroffen! Sie kommt meinen Absichten selber entgegen.

Lieber Hagen, (zum zweiten Male sagte sie lieber Hagen!) Ihr seid mir und meinem seligem Gemahl, besonders mir! (Die Gräfin sah ihn dabei mit einem seltsamen Blicke an) stets treu und zugethan gewesen!

Gnädigste Gräfin! hauchte wiederum Hayder von Hagen, kaum mehr im stande, seine Erregung zu bemeistern.

Ich bedarf dieser Eurer Treue und liebevollen Gesinnung mehr als je!

Wo will das hinaus? dachte sich der Haushofmeister.

Albrecht, der Sohn des Burggrafen, fuhr die Gräfin in feierlicher Betonung jedes einzelnen Wortes weiter, ist der Auserwählte meines Herzens.

Aber was ist Euch denn? fragte Agnes beinahe erschreckt, denn der Haushofmeister schnitt eben eine so häßliche Fratze und zeigte so verzerrte Gesichtszüge, daß es nicht anders schien, als ob der leibhaftige Gottseibeiuns hinter ihm stände.

Nichts, nichts! stammelte er, sich erhebend und die Rücklehne eines Stuhles ergreifend, wie um sich daran fest zu halten. Habt Ihr öfters so böse Anwandlungen? fragte die Gräfin teilnehmend.

Ja! entgegnete der Gefragte, mit fast übermenschlicher Anstrengung nach Fassung ringend, aber es geht bald wieder vorüber.

Das wünsch' ich von ganzem Herzen, erwiederte die Gräfin; denn morgen schon, so hätt' ich's gerne, solltet Ihr mit Albrecht, meinem zukünftigen Gemahle, eine Zusammenkunft haben — unter vier Augen natürlich — und ihn von meiner Absicht, ihn baldigst zu ehelichen, in Kenntnis setzen! Seid Ihr bereit dazu?

Der Gefragte hätte vor Wut, Enttäuschung und Rachbegierde laut aufschreien mögen.

Doch der tückische Mann war so sehr der Verstellung Meister, daß er seine furchtbare Erregung und Erbitterung niederkämpfte und unter einer tiefen Verbeugung erwiderte: Jawohl, gnädigste Gräfin!

Dann empfahl er sich demütig.

Aber das schwarze Herz des bösen Menschen, der sich beinahe am Ziele seines heißen Strebens auf einmal so tief und schmählich aus dem Himmel seiner Wünsche herabgestürzt sah, brütete unablässig nach einem Mittel, die beabsichtigte Vermählung seiner Herrin mit dem verhaßten Albrecht zu hintertreiben.

Aber wie er auch sann und sann, er vermochte keines zu entdecken, doch gab deswegen der Elende sein Vorhaben keineswegs auf.

Das Verhängnis der Gräfin selber sollte dem Bösewicht Mittel und Wege an die Hand geben.

Als des andern Tages Hayder von Hagen wirklich mit dem schönen Albrecht zusammentraf, zeigte sich der letztere über den Antrag der Gräfin zwar erfreut, doch nach kurzer Überlegung sprach er:

So leid mir's thut, doch vier Augen stehen der Verwirklichung unseres beiderseitigen Wunsches im Wege?

Vier Augen, gnädigster Herr? Wieso?

Meine Eltern sind dagegen!

Das ist freilich ein Grund, lenkte der Haushofmeister ein.

Nicht wahr, lieber Hagen?

Allerdings.

Nach kurzem Austausch leerer Höflichkeitsformeln empfahl sich der Abgesandte.

Wie aus einem faulen Sumpfe oft häßliches Gewürm sich emporreckt, so stieg auf einmal in Hagens schwarzer Seele ein teuflischer Gedanke auf.

Vier Augen, vier Augen! murmelte er immer vor sich hin, als er auf seinem stolzen Rappen nach Plassenburg zurückkehrte, mit diesen Worten läßt sich wohl etwas machen!

Selbstverständlich ließ ihn die Gräfin, kaum als er über die Zugbrücke in den Burghof eingeritten war und ihm die Knappen das Pferd abgenommen hatten, alsbald in ihre Kemnate entbieten.

Wie erschrack aber das liebbethörte Weib, als Hayder von Hagen mit ganz trauriger Miene eintrat, als hätte er eine recht üble, schmerzliche Nachricht, wie es ja für die Gräfin allerdings in Wirklichkeit der Fall war, zu überbringen!

Nun, was ist es, was überbringt Ihr für eine

Antwort? rief dem Eintretenden, kaum dessen Verbeugungen abwartend, die Gräfin entgegen.

Nichts gutes, wie ich mir gleich von vornherein gedacht habe!

Ah!

Der junge Burggraf that sehr schmerzlich und jammervoll, aber, sagte er, vier Augen stünden dem heißesten Wunsche seines Herzens entgegen.

Vier Augen? fragte Agnes betroffen, was wollte er denn hiemit sagen? Habt Ihr ihn nicht um näheren Aufschluß darüber gefragt?

Allerdings, erwiderte der Elende nach einigem Zögern; anfangs wollte der junge Burggraf nicht mit der Sprache heraus, endlich aber ließ er sich zu einer näheren Erklärung herbei.

Und diese ist? fragte die Gräfin in fieberhafter Spannung.

Ich werde mich wohl hüten, erwiderte Hagen in schlau berechneter Zurückhaltung, der gnädigsten Herrin auch nur eine Andeutung darüber zu machen!

Jetzt aber kannte die Neugierde und Erregung der Gräfin keine Grenzen mehr.

In bittender, schließlich aber sogar in drohender Weise drang sie auf den scheinbar um ihren Herzensfrieden so treubesorgten Diener ein.

Ich befehle es Euch, sprach sie hochaufgerichtet und mit vor Erregung rotglühendem Antlitz, ich, hört Ihr? Euere Gebieterin!

Nie war Agnes dem Hayder von Hagen so schön, so begehrenswert erschienen als eben in diesem Augenblicke und doch — für ihn verloren!

Dieser Gedanke entflammte seine Leidenschaft, seine Rachgier immer und immer wieder zu neuer Heftigkeit und ließ ihn, um auch fremdes Glück zu zerstören, alles, alles wagen!

Nun denn, sprach er nach wiederholtem Zögern, das sich für die ungeduldige Gräfin zu einer halben Ewigkeit gestaltete, so will, so muß ich's sagen, obgleich mir das Herz darüber brechen möchte.

Eure Kinder meinte er unter den vier Augen!

Meine zwei Kinder? wiederholte die Gräfin erbleichend.

Des künftigen Burggrafen Erben, so sagten seine Eltern, müßten aus eigener Ehe hervorgehen, fremde, angeheiratete Kinder dürften nicht das Recht einer gesetzmäßigen Erbfolge irgendwie einmal in Zweifel stellen.

So sagte Albrecht? fragte die Gräfin tonlos, den Blick starr zu Boden richtend auf den bunt gewirkten Teppich.

So sagte Albrecht! wiederholte Hayder von Hagen, jedes Wort scharf betonend.

Dann ward es ganz stille in der Kemnate.

* * *

Warum wirfst du denn immer so böse Blicke auf

mich? sagte der kleine Friedrich zu seinem Führer, der niemand anders war als Hayder von Hagen.

Wenn Du mit uns bös bist, fügte des Knaben Schwesterchen Kunigunde hinzu, durch die Frage des Bruders ermutigt, so werden wir's der Mutter sagen, wenn wir wieder heimkommen.

Hagen antwortete nichts, doch führte der Bösewicht die armen Kinder immer tiefer in den Wald hinein.

Plötzlich machte er Halt, nahm einen Dolch und und stach die kleinen Geschwister tot.

Kunigunde suchte ihre Puppe, die sie auf den Spaziergang mitgenommen hatte, anfangs als Schild zu benützen, doch der Elende entriß das Spielzeug der kleinen Hand und ermordete die Schwester gleich dem Brüderchen.

Da brauste auf einmal ein Sturmwind durch den Wald, daß alle Vögel erschreckt von den Ästen und Zweigen aufflogen und Donnerschläge durchzitterten die Lüfte, obwohl keine einzige Wolke weit und breit am Himmel zu sehen war.

Auf der Plassenburg aber schrie und jammerte der Totenvogel die ganze Nacht hindurch, daß die Leute daselbst voll Schrecken aus dem Schlafe auffuhren und der Kastellan mehr als einmal seufzte: Mein Gott, mein Gott, da ist gewiß ein großes, großes Unglück passiert!

Die Gräfin Agnes aber starrte oft wie geistesabwesend vor sich hin, wechselte jeden Augenblick die Farbe, so daß sie bald rot, bald blaß erschien und dann wieder

blickte sie angstvoll nach dem Fenster, als sähe sie böse Geister draußen vorüberhuschen.

Vor dem geradezu niederschmetternden Bewußtsein, wenigstens indirekt an dem entsetzlichen, durch Hagen begangenen Verbrechen beteiligt zu sein, konnte sie nur die eine Hoffnung retten, jetzt, nach Beseitigung aller Hindernisse, endlich die Gemahlin des schönen Burggrafen Albrecht zu werden.

Aber welch eine grauenvolle Enttäuschung stand ihr da bevor!

Kaum hatte der Jüngling von dem Tode der beiden Kinder gehört — sie sollten, so ging das Gerücht, durch Räubershände gefallen sein —, als er sich nicht bloß aus eigenem Antriebe, sondern auch im Auftrage seiner Eltern nach der Plassenburg begab, um der verwaisten Mutter das innigste Beileid kundzugeben.

Zum lebhaften Erstaunen der Gräfin aber, das sich allmählich in eine angstvolle Spannung verwandelte, machte Albrecht nicht einmal eine Anspielung auf eine bevorstehende Vermählung, so daß sich endlich die Gräfin genötigt sah, alle Bedenken, welche ihr Frauenehre und Frauenwürde geboten, bei Seite zu setzen und den jungen Burggrafen darüber offen zur Rede zu stellen.

Von dieser Wendung des Gespräches offenbar sehr peinlich überrascht, erwiederte der Gefragte erst nach einiger Zögerung.

Durch Euern Haushofmeister, gnädigste Frau, den Hayder von Hagen, werdet Ihr wohl über die eigentlichen

Beweggründe meiner Entsagung das nähere vernommen haben?

Diese Beweggründe sind nimmer vorhanden! ententgegnete die Gräfin.

Nimmer vorhanden? fragte der Burggraf, ich verstehe Euch nicht!

Agnes erblaßte.

Meine Kinder sind tot! erwiderte sie leise, den Blick in stiller Wehmut zu Boden senkend.

Leider, leider! rief Albrecht in schmerzlicher Bewegung. Doch erlaubt mir Gräfin: wie soll ich diese Euere Bemerkung verstehen?

Jetzt aber geriet Agnes über das vermeintliche Spiel, welches der grausame Jüngling mit ihrem Herzen zu treiben schien, in eine mächtige Erregung.

Was soll das heißen? rief die Herrin von Plassenburg mit bebender Stimme, warum verstellt Ihr Euch so? Die Kinder sind tot, nimmer stehen ihre vier unschuldigen Augen unserem Vorhaben im Wege.

Um aller Heiligen willen, rief Albrecht entsetzt, Ihr werdet doch nicht . . . . .? Unter den vier Augen, von welchen ich sprach, verstand ich doch die meiner Eltern ....

Der junge Burggraf vermochte den Satz nicht zu Ende zu sprechen, ein gellender Schrei durchzitterte den Raum, die Gräfin Agnes stürzte wie leblos zu Boden.

* * *

Die Erde hatte schon längst ihren fahlgelben Herbstmantel angelegt; vereinzelt nur schwirrte noch ein Käfer oder verspäteter Falter mit matten Flügelschlägen durch die frostige Luft und lautlos schwebten die Vögel über den feuchten Wiesen dem nahen Walde zu.

Ein bleiches abgehärmtes Weib kauerte daselbst vor einem niedrigen, mit Moos bedeckten Erdhügel, ihre thränenlosen Augen starrten ins Weite.

Dann aber, von wildem Schmerz erfaßt, warf sie sich mit ihrem Oberkörper auf einmal über das kleine Grab und grub die Finger in die Erde ein.

Doch plötzlich, wie von einer höheren Erleuchtung erfaßt, sprang das Weib empor.

Es muß sein! rief es in grimmiger Entschlossenheit und schon im nächsten Augenblicke hatte die Gräfin Agnes — sie war das bleiche abgehärmte Weib — die bloßen Füße in Holzschuhe gesteckt, die inwendig mit unzähligen spitzigen Nägeln und Nadeln besetzt waren.

Agnes biß vor Schmerz die Zähne in die Lippen, daß das Blut aus ihnen niederfloß; aber sie schaute mit dem Blicke der Märtyrerin bald auf den kleinen Erdhügel, worunter ihre beiden Kinder im Todesschlummer lagen, bald wieder empor zu den Wipfeln der hohen Tannen, in deren Ästen und Zweigen es zu rauschen und zu säuseln begann, als ob ein weicher, warmer Frühlingsregen herniederfiele.

Jetzt wollte sie die Wanderung nach der Kirche von Himmelkron antreten, aber vor Schmerzen fiel sie ohn-

mächtig nieder; kaum aber wieder zum Bewußtsein gekommen, richtete sich Agnes auf den Knieen auf, und vor dem Grabe ihrer Kinder niedersinkend, betete sie: Liebe Kinder, Ihr seid gewiß selige Engel im Himmel droben und habt keine Leiden und keine Schmerzen mehr: seht nur einmal auf Eure Mutter hernieder und laßt sie ihre Buße vollführen, ach, erbarmt euch der reuigen Sünderin!

Und wieder richtete sich die Büßerin empor und sie begann zu gehen, zu gehen.

Im goldnen Abendschein lag die Kirche von Himmelkron. Ein sanfter Frieden war über der ganzen Gegend ausgegossen, alles atmete Ruhe und eine weihevolle Stille. Da wankte aus dem nahen Walde die Büßerin hervor.

Als sie der Kirche ansichtig wurde, überflog auf einmal ihre schmerzverzerrten Züge der Ausdruck erlösender Freude und mit verdoppelter Anstrengung schleppte sie sich dem Ziele ihrer Hoffnung entgegen.

Eben sank die Sonne in einem wahren Purpursee hinter der dunkelblauen Hügelkette hinab, als Agnes vor der Thüre des Gotteshauses anlangte.

Weit breitete sie die Arme auseinander, wie um den milden Tau eines Trostes zu empfangen: da sprangen die beiden Flügel der Kirchenthüre von selber auf, und indem die Töne einer Orgel wie Harfenklänge aus den heiligen Räumen strömten, sank Agnes unter dem freudigen Rufe „Es ist mir vergeben!" entseelt zu Boden.

Ihr Mund lächelte, als hätte sie im Tode ein großes Glück geschaut.

Hayder von Hagen aber starb bald darauf in Verzweiflung; es hieß, die Büßerin von Himmelkron wäre ihm des Nachts als eine weiße Frau erschienen und hätte seine Seele vor den Richterstuhl des Ewigen gefordert.

X.

Der Schlafhaubenkramer.

Der Winter nahte und mehr als sonst suchten die Leute wieder die Geselligkeit. Des Abends fanden sich so manche ehrsame Bürger in diesem oder in jenem Gasthause zusammen, sprachen von den Ereignissen der letzten Tage, vom Geschäft und Gewerbe, vom Krieg oder Frieden, wie's eben traf und fast ein jeder suchte mehr oder minder gut dabei seine eigene Weisheit zum besten zu geben.

So saßen auch an einem solchen Abend in der guten Haupt- und Residenzstadt München in einem vielbesuchten Gasthaus nicht weit vom Sendlinger Thor mehrere Bürger beim gewohnten Trunke und plauderten bald von diesem, bald von jenem, je nachdem einen die Lust dazu ankam oder sonst eine Anregung dazu gegeben wurde. Oft auch stockte das Gespräch, dann war's eine Weile ganz stille, der Krug wurde mehr als sonst zum Munde geführt und ein oft ganz geringfügiger Anlaß gab willkommenen Anlaß zur Fortführung der einsilbigen Unterhaltung.

An jenem Abend fegte grade ein starker Wind durch die Straßen Münchens, der sich zudem von Stunde zu Stunde verstärkte.

Das gibt eine grausige Nacht! nahm der bejahrte Melberer H. das Gespräch wieder auf.

Bin froh, daß ich gleich zu Hause bin, bemerkte der Salzstößler F., nach der Richtung seiner in nächster Nähe liegenden Wohnung weisend.

Wer von uns, nahm der dicke Bäckermeister vom Petersplatz die Frage auf, hat denn am weitesten zu gehen?

Das ist der Kramer von der Schwabingerstraße! rief dessen unmittelbarer Nachbar, der Gürtlermeister.

Herrje, da heißt's noch am Frauenfreithof* vorüber!

Was ist denn da dabei? fragte jetzt der Kramer in gleichgültigem Tone.

Wenn du nichts dahinter findest, bemerkte der Bäcker, mir soll's gleich sein!

Was soll ich denn dahinter finden? fragte wieder der erstere.

Das Gespenst soll wieder umgehen!

Welches Gespenst?

Nun, das mit der Schlafhaube auf dem wackligen Kopfe.

Wie man nur so albern sein mag, rief der Kramer, indem er der Dose seines Nachbars eine gewaltige Prise Tabak entnahm und sie in den Tiefen der stark gerötheten Nase verschwinden ließ, an Gespenster zu glauben!

Eine allgemeine Stille folgte auf diese vorwitzige Bemerkung des Kramers von der Schwabingerstraße.

In solchen Dingen möcht' ich nicht so schlechtweg

* In früheren Zeiten war die Frauenkirche in München von einem Gottesacker umgeben.

meine Ansicht aussprechen, begann der Gürtler wieder die unterbrochene Unterhaltung.

Das sage ich auch, stimmte der alte Melberer bei, indem er mit der zitternden Hand nach dem Bierkruge langte.

Wenn der Kramer, rief jetzt der dicke Bäckermeister, gar so fest und bestimmt weiß, daß es keine Gespenster giebt, — nun gut, so gehe er heute beim Nachhausegehen über den Freithof, sein Weg, glaub' ich, führt ihn ohnedies dran vorüber!

Ja, das thue er, riefen die anderen in freudiger Zustimmung.

Und sieht er das Gespenst sitzen, fügte der Gürtler noch hinzu, dann soll ihm der gescheidte Kramer die Schlafhaube vom Kopfe reißen und sie uns morgen zum Beweis seiner Tapferkeit auf den Tisch herlegen!

Alle sahen neugierig auf den Kramer, wie er sich wohl diesem Vorschlage gegenüber verhalten würde.

Kommt mir nicht drauf an, rief dieser nach kurzem Bedenken, eine Schlafhaube hat ja kein großes Gewicht!

Kaum hatte der Freche dieses gesprochen, als er den Rest seines Bieres austrank, den dicken Wollmantel vom Hacken nahm und seine kleine Handlaterne anzündete.

Mit kurzer Begrüßung empfahl er sich und verschwand dann rasch durch die Thüre, die beim Öffnen einen so starken Luftstrom erzeugt hatte, daß die Kerzenlichter in der Trinkstube gleich heftig hin- und widerflackerten.

Die ehrsamen Bürger aber blieben noch eine Weile

beisammen sitzen, doch meist schweigsam, und ein jeder machte sich seine eigenen Gedanken.

Der Kramer befand sich indessen bereits auf dem Wege nach dem Frauenfreithof, an dem er allerdings beim Nachhausegehen ohnedies vorüber mußte.

Ein scharfer, schneidiger Wind wehte durch die stillen, menschenleeren Straßen, am Himmel jagte schwarzes, zerrissenes Gewölk dahin, dem vollen Licht des Mondes nur zeitweise einen Ausblick auf die Erde gestattend.

Der Wanderer zog seinen Mantel fest um den Körper zusammen, mit der einen Hand das brennende Laternchen vor sich haltend, um im Dunkel keinen Fehltritt zu thun.

Jetzt gelangte er zur Frauenkirche, deren gewaltige Turmriesen in die Nacht emporragten, vom Mondlicht, das in eben diesem Augenblicke von keiner Wolke verdüstert wurde, wie mit einem Silberschleier übergossen.

Mit Ausnahme der knarrenden Windfahnen, die bald von diesem, bald von jenem Dachfirste ihr melancholisches Geräusch ertönen ließen, war's still, auffallend still, während doch sonst gerade in der Nähe der Frauenkirche der Wind gar böses Spiel zu treiben pflegte.

Spöttisch vor sich hinlächelnd, war der Kramer bereits an der Langseite des Friedhofs vorübergekommen, ohne nur das geringste zu bemerken und war jetzt eben im Begriffe, um die Ecke zu biegen, als er vor einem niedrigen Grabstein die Gestalt eines sitzenden Greises

gewahrte, in ein weißes Tuch gehüllt, eine Schlafhaube von eben solcher Farbe auf dem haarlosen Schädel.

Der Kramer zitterte bei diesem Anblick wie ein Espenlaub, gewann aber doch in Erinnerung an den in Aussicht stehenden Triumph, beziehungsweise die drohende Schande wieder soviel Fassung, daß er nicht bloß seinen Weg fortsetzte, sondern, frech wie er war, sogar Miene machte, auf die Gestalt zuzugehen und ihr die Schlafhaube vom Kopfe zu reißen.

Aber da hatte der dreiste Prahlhans die Rechnung ohne den Wirt gemacht: denn im selben Augenblick erhob sich drohend das Gespenst und begann, dem Frechen entgegenzueilen.

Jetzt aber war's mit der Tapferkeit und dem Heldentum des Kramers gründlich vorbei: von wilder Angst gepeitscht begann ein Laufen, daß der beste Schnelläufer der Welt ihn wohl nimmer hätte einholen können, immer fort rannte er, immer fort, daß er Hut und Laterne verlor, das Gespenst hinter ihm drein!

So ging es fort, bis er nach Atem ringend vor der Hausthüre seiner Wohnung in der Schwabingerstraße anlangte, die er zum Glück in aller Eile öffnen und gleich wieder hinter sich zuschlagen konnte.

Das Gespenst sah noch eine Weile oben drohend durchs geschlossene Fenster herein, als aber der Kramer ein geweihtes Bild nach ihm warf, verschwand es.

Am nächsten Abend erschien der Großsprecher nicht in der gewohnten Gaststube, auch lag keine Schlafhaube

auf dem langen, viereckigen Tische; als er sich aber nach mehreren Wochen wieder sehen ließ, riefen ihm alle, der alte Melberer, der Salzstößler, der dicke Bäcker, der Gürtlermeister und was sonst noch in der Stube an Stammgästen beisammen saß, ein fröhliches „Guten Abend, Schlafhaubenkramer!" entgegen und diesen Namen behielt er, bis ihn in hohem Alter der Tod selber nach dem Frauenfreithof verbringen ließ.

XI.

Der dankbare Freund.

Albertus Magnus, der berühmte Weltweise, hatte einst einem Manne einen außerordentlichen Dienst erwiesen und der Beglückte wußte seiner Dankbarkeit gar keine Grenze zu setzen.

Je mehr aber diese Dankbarkeit sich in schöngesetzten Worten und Redensarten ergoß, desto mehr erkannte der weise Albertus, daß des Mannes Herz nur wenig oder gar keinen Anteil daran hatte.

Wie wär' es, dachte er sich, wenn ich diesen Zungendrescher auf die Probe stellte?

Laßt es gut sein, lieber Freund, sprach Albertus Magnus mit mildem Ernste, laßt es gut sein! Vielleicht kommt einst der Tag — für welchen Menschen käme nicht ein solcher Tag? — wo ich Eurer Hilfe bedarf, vielleicht als Darbender vor Euch erscheinen muß, dieweilen Ihr in Glanz und Schimmer seid. Dann erinnert Euch des Dienstes, den ich soeben erwiesen und tragt mir Euere Dankesschuld ab!

Der Mann versicherte das mit heiligem Eidschwur.

Albertus Magnus aber, der in der schwarzen Kunst wohl bewandert war, rief schnell eine Anzahl dienender Geister herbei und erteilte ihnen seine Aufträge.

Da sah sich der eben noch von Dankesworten überfließende Freund auf einmal in größtem Glanze auf

einem Königsthron sitzen, zahllose Höflinge und Schmeichler, alle prachtvoll gekleidet, umschwärmten ihn und bezeugten dem mächtigen Herrscher ihre Ehrfurcht und Unterwürfigkeit.

Als Bettler gekleidet trat plötzlich Albertus Magnus, gealtert und von Gram gebrochen, vor die Stufen des Thrones und sprach mit flehender Stimme: Gedenke, mächtigster König, deines alten, ins Unglück geratenen Freundes Albertus!

Da überflog das vorher so heitere Antlitz des Königs ein Schatten finsteren Unmuts.

Was „gedenken", rief er, und was „alter Freund"? Da könnte der nächste beste kommen und sich auf frühere Zeiten berufen! Wie kam dieser lästige Bettler bis herein in den Thronsaal? Man führe ihn augenblick ....

Aber der Pseudokönig konnte die letzte Silbe dieses Wortes gar nimmer aussprechen: so schnell hatten die Geister des Albertus Magnus die Scene wieder verwandelt und der eben noch allgewaltige Herrscher stand wieder in dem dürftigen Anzuge eines Darbenden und der demütigen Haltung eines Bittenden vor seinem gütigen Freunde Albertus.

Wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, rieb sich der Mann die Augen und schaute verwundert umher.

Wo war ich denn? stammelte er, wo war ich denn? Mir dünkte doch, ein mächtiger König zu sein und.....

Mich, der als Bettler gekleidet vor Eurem Throne

kniete, fortzujagen! ergänzte Albertus Magnus mit wehmütigem Tone.

Beschämt schlich der eben mit Wohlthaten überhäufte Mann von dannen, der Weise aber wandelte sinnend in seine Klosterzelle zurück.

Was ist's um den Dank der Menschen, rief er, flüchtiger als der Hauch des Windes sind seine Beteuerungen und Schwüre!

XII.

Die Fankerln.

Das waren allerliebste kleine Burschen, etwa so groß wie ein vierjähriges Kind und gewöhnlich in graue Röckchen und ebensolche Strümpfe mit roten Zwickeln gekleidet.

Wenn aber die Glocken der Dorfkirchen den Anbruch eines Sonntagmorgens verkündeten, dann schlüpften die Zwerge rasch aus ihren grauen Röcken und Strümpfen und zogen dafür rote Röcke und weiße Strümpfe an, aber die Zwickel waren immer rot.

In der Oberpfalz an den Ufern der Pfreimdt, haben die Fankerln lange Zeit entweder in Erdlöchern oder hohlen Bäumen gehaust.

Nicht selten gingen sie zu guten, reinlichen Menschen und halfen diesen — meist schon vor Tagesanbruch — die Arbeiten verrichten.

Einem Bäcker machten sie längere Zeit hindurch zur Nachtszeit das nötige Brot und waren's zufrieden, wenn für jeden der kleinen fleißigen Gesellen ein paar Bröckchen Brot und einige Pfennige als Lohn gegeben wurden.

Sehen ließen sich die Fankerln niemals, schneller als eine Seifenblase waren sie jedesmal beim Nahen irgend eines Menschen, ja nur beim Vernehmen einer menschlichen Stimme verschwunden.

Der Bäcker aber, von dem oben die Rede gewesen,

war furchtbar neugierig, um sein Leben gern mochte er von den Fankerln, seinen geheimnisvollen, nächtlichen Arbeitern, genaueres erfahren; indes kriegte er sie nie zu sehen. Endlich aber gelang ihm dennoch die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches.

Mit Hilfe eines Gesellen nämlich hatte der Bäckermeister eines Tages, oder vielmehr eines frühen Morgens den Weg ausgekundschaftet, auf welchem die Fankerln nach Beendigung ihrer menschenfreundlichen Dienstleistungen wieder in ihre Wohnung in den Wald zurückkehren wollten.

Hinter Buschwerk versteckt, lauerten die beiden auf die Heimkehr der kleinen Gesellen.

Es dauerte nicht lange — eben ließ sich der erste Hahnenschrei vernehmen — als dieselben denn auch in großer Eile herangetrippelt kamen, dicht an den versteckten Männern vorbei, aber ohne sie zu bemerken.

Diese aber folgten den Kleinen in gemessener Entfernung und nach ziemlich langer Wanderung gelangten sie zu einer Waldwiese, auf welche die Morgensonne bereits ihr Licht ergoß.

Über hundert Fankerln waren da versammelt und umtanzten einen gläsernen Sarg, in dem einer ihrer Brüder, der in der vergangenen Nacht gestorben war, gebettet lag; in der rechten Hand hielt der Tote, welcher mit der Sonntagskleidung angethan war, einen kleinen, silbernen Hammer.

Als die neuankommenden Zwerge von dem Ableben ihres Bruders hörten, fingen sie gleich zu springen und

zu jubilieren an, denn Sterben galt bei den Fankerln als freudiges, Geborenwerden als ein trauriges Ereignis.

Den ganzen Tag über war das kleine Volk lustig und heiter, der Bäcker aber und sein Geselle hielten sich wie bisher verborgen, voll gespanntester Erwartung, was denn am Ende mit dem Toten im gläsernen Sarge geschehen würde.

Als es Abend geworden und einzelne Sternlein mit blassem Schimmer schon durch die Himmelsdecke guckten, hoben vier weißgekleidete Zwerge den gläsernen Sarg mit dem toten Brüderlein auf ihre Schultern und zogen mit ihrer Bürde fort, die andern Fankerln aber folgten jubelnd und tanzend hinterdrein.

Nach ziemlich langer Wanderung — der Bäcker und sein Begleiter waren während derselben etliche Male über eine Baumwurzel gestolpert und entrannen dabei mit genauer Not der Gefahr, entdeckt zu werden — gelangte der ganze Zug an einen Fluß.

Der Mond ging eben hinterm Wald auf und tauchte die ganze Gegend in ein bläuliches Licht, der Fluß selber zog dahin wie flüssiges Silber.

Jetzt senkten die vier Zwerge den gläsernen Sarg in die Wogen; sogleich wurde er von denselben getragen und der Mitte des Flußbettes zugeführt, das ganze Volk aber stand am Ufer, klatschte in die Händchen und sang und jubilierte.

Auf einmal schlug der im Sarge liegende Tote mit seinem kleinen silbernen Hammer den gläsernen Deckel

auf, der Sarg ging gleich zu Grunde, aus ihm aber flog ein prächtiger, mit goldenen Federn geschmückter Vogel heraus, der sich jubelnd in die Lüfte schwang und bald im Nebelglanz des Mondlichts verschwand.

Hierauf zogen die Fankerln wieder fort, der Bäcker aber und sein Geselle sind nimmer heimgekommen, kein Mensch wußte, wohin sie gezogen waren.

XIII.

Die Strafe.

Was Heinz in seiner Jugend doch ein prächtiger Bursche war! Immer munter und frisch und schön von Gestalt und Angesicht, daß jedes bei seinem Anblick helle Freude empfand und ihm gern ins Antlitz sah, als blickte man dabei in den blauen Frühlingshimmel hinein.

Auf einmal aber war es aus mit all der Lustigkeit, die frischen roten Wangen sanken ein, wie müde, gebrochene Rosenblätter und der Glanz der Augen, die vordem wie das Blau der Vergißmeinnichte am Quellenbache geleuchtet hatten, erlosch und die Leute, so dem Jüngling begegneten, wiegten nachdenklich das Haupt, blieben wohl auch stehen und sahen ihm traurig nach.

Was doch dem Heinz begegnet ist? So fragten sie wechselsweise, doch keiner wußte sichere Auskunft zu geben, es blieb alles nur bei Vermutungen.

Er selber aber, früher so gesprächig und mitteilsam, blieb verschwiegen wie der Kirchhof draußen vorm Dorfe, der ja auch eine Welt von Erlebnissen in sich verschließt und dennoch stumm bleibt, immer stumm, daß selbst die Rosen auf den Hügeln Langeweile empfinden und früher denn die andern Blumen auf den Wiesen des Abends ihre Kelche schließen.

Heinz aber ward immer kränker und kränker und schließlich ging's dem Sterben entgegen.

Er fürchtete sich indes nicht sonderlich vor diesem letzten Abschied, sondern er wurde im Gegenteil immer gesprächiger und fast heiter und eines Abends, als ich mich zu ihm eine Weile auf die Bank vor dem Häuschen seiner Eltern hinsetzte — der Weg hatte mich eben durchs Dorf geführt — begann er auf einmal nach dem Westen zu zeigen, wo eben die Sonne auf blutrote Streifen ihren Abschied schrieb und rief: O mein Gott, diese Farbe, grad so rot, grad so rot!

Es schüttelte ihn dabei fast wie im Fieber.

Was ist Dir denn? fragte ich teilnehmend, den Kranken beim Arme fassend.

Nichts, lieber Herr, erwiderte Heinz ausweichend, nichts! Doch dabei sah er unverwandt in den Abendhimmel.

Nichts, nichts! entgegnete ich nicht ohne eine gewisse Gereiztheit. So oft man Dich fragt, was Dir fehlt — denn daß Dir etwas fehlt, ist sonnenklar — erwiderst Du: nichts!

Laß Dir sagen, Heinz, daß dies gar nicht schön ist von Dir! Vertrauen bildet den Kitt der Menschen untereinander: wo dieses fehlt, da ist's aus mit aller Lebensfreude.

Heinz blieb stumm, nur ein leiser Seufzer entrang sich der kranken Brust.

Du warst doch früher, fuhr ich in meiner Mahnrede unbeirrt weiter, so ein fröhlicher, aufgeweckter Bursche! Zum Henker, was ist Dir denn durch den Kopf gefahren?

Da sah er mich mit einem seltsam traurigen Blick an, hüstelte ein wenig, wie dies in letzterer Zeit immer häufiger der Fall war, und dann begann er:

Lieber Herr, da es nimmer lange bei mir dauern wird, ich aber doch kein Geheimnis mit ins Grab nehmen möchte — denn sie hat mir's ja nicht eigentlich verboten! —, so sollt Ihr's erfahren!

Wieder sah der Kranke in den Abendhimmel, der mittlerweile eine violette Färbung angenommen hatte, hierauf fuhr er fort:

Eines Abends, — heute jährt's sich's gerade zum dritten Male — kehrt' ich von einem Besuch in . . . feld zurück.

Nach zweistündiger Wanderung über das meist ebene Land hatte ich noch den Breitinger Forst zu passieren. Die Nacht war bereits angebrochen, der Vollmond stieg drüben über dem Waldkamme empor und versilberte mit seinem Glanze Weg nnd Steg.

Heinz setzte eine Weile aus.

Ob ihn etwa das Reden anstrenge? fragte ich.

Er verneinte es mit leisem Kopfwenden und fuhr in seiner Erzählnng weiter.

Nach etwa viertelstündiger Wanderung dicht am Rande des Waldes hin — die schöne Mondnacht wollte ich möglichst auf freiem Felde genießen — kam ich an eine Lichtung, ganz in Silber getaucht.

Auf einem Baumstrunk in nur geringer Entfernung sah ich eine Jungfrau sitzen, in ein blaues Florgewand

gehüllt, langes, goldenes Haar floß tief über den Rücken hinab.

Das ist gewiß eine Elfe! war mein erster Gedanke.

Ich fühlte — die volle Wahrheit sage ich Euch — nicht die geringste Furcht, im Gegenteil, eine Freude durchzuckte mich, wie ich nie in meinem Leben bisher empfunden hatte, sie wohl auch nimmer empfinden werde.

Wieder machte Heinz eine Pause, ein starker Hustenanfall nötigte ihn zur Unterbrechung.

Meine Mutter, fuhr der Erzähler nach einigen Minuten wieder weiter, hatte mir einst in meinen Kindestagen gesagt, daß ich ein Sonntagskind wäre.

Was ist denn das, Mutter? fragte ich, von meinem Schemel aus, auf dem ich saß, der Mutter voll Neugierde in die Augen blickend.

Was das ist, du närrischer Bub? Ei, ein großes Glück von unserm Herrgott.

Warum denn?

Wer an einem Sonntag auf die Welt kam, dem begegnet einmal im Leben etwas Großes, Schönes, Unerwartetes.

Erzähl' weiter, bat ich, die Mutter schmeichelnd.

Was soll ich denn weiter erzählen? rief sie, das mußt Du einmal selber erleben, Du wirst schon sehen!

An dieses Gespräch von damals erinnerte ich mich sogleich beim Anblick der schönen Jungfrau, die, als ich ihr näher und näher kam, nicht bloß ruhig auf dem moosbewachsenen Stamme sitzen blieb, sondern ihr Gesicht

mit freundlichem Lächeln mir zuwandte, als hätte sie mich schon längst erwartet.

Ach, Herr, wie war die Jungfrau schön!

Hundert Dichter, glaub' ich, könnten nicht beschreiben, wie schön sie war und die Dichter, hört' ich, sollen doch alles beschreiben können!

Ich kann's natürlich nicht.

Du, sagte sie mit einer Stimme, die so rein klang wie der Ton von silbernen Glocken, Du gefällst mir! Ich hab' Dich neulich bei unserm Tanz verstohlen gesehen und da hab ich mir gewünscht, Dich allein vor mir zu haben; wie heißt Du denn?

Heinz!

Den Namen hab' ich bei uns nie gehört, aber das thut nichts! Komm doch näher her, fürchtest Du Dich denn vor mir?

Jetzt stand sie auf und berührte mich leicht an der Hand.

Wie ein Blitz durchzuckte mich's, zugleich umströmte mich ein so starker Veilchen- und Fliederduft, daß mir war, als ob ihr ganzes Kleid aus diesen Blumen gewoben wäre.

Und nun legte sie ihren Arm in den meinen, wandelte mit mir in der Lichtung auf und nieder und begann von Liebe und Jugend und von Frühling und Sonne zu reden, alles so eigen, so wundersam, daß mir das Herz vor Sehnsucht und Wonne zu zerspringen drohte, und ich meinte, ich ginge im Paradiese umher

und wäre ein seliger Engel wie die schöne Jungfrau, die mir zur Seite schwebte.

Wie lange das währte, weiß ich nimmer; auf einmal aber riß sie ihren weißen Arm, dessen Druck ich kaum fühlte, aus dem meinen und, am ganzen Leibe erzitternd, rief sie im Tone höchster Bestürzung: Ich bin verloren, der Morgenstern steigt dort drüben empor!

Sie wies mit der bebenden Hand nach dem fernen Himmelsraum, majestätisch, wie ein glühendes Auge schwebte der Stern über dem Gesichtskreis empor.

Begleite mich, Heinz, bat sie flehend, begleite mich, ich fürchte mich so!

Wohin soll ich Dich denn begleiten? fragte ich die Bebende, ein unendliches Mitleid überkam mich.

Nach dem Tannenweiher, flüsterte sie.

Das will ich gerne, entgegnete ich, ihren Arm fester an mich pressend. Hätte sie statt des Tannenweihers irgend eine Todesschlucht, ja die Hölle selber genannt, ich wäre wohl eben so schnell mit ihr gegangen.

Wohnst Du denn dort? fragte ich sie, in aller Hast nach der genannten Gegend eilend.

Ja, flüsterte sie, kam hörbar, o, verzeihe mir!

Verzeihen? fragte ich erstaunt, warum denn verzeihen?

Weil ich Dich lieb hatte!

Das sprach sie so rührend, so aus tiefster Seele, daß ich drüber bald hätte zu weinen begonnen.

Das soll ich Dir verzeihen? entgegnete ich nach einer

Weile, Du hast mich ja durch Deine Liebe so glücklich, so unsagbar glücklich gemacht, daß ich's Dir in alle Ewigkeit danken werde!

Sie antwortete nichts, aber den Blick, mit dem mir die arme Elfe in die Augen sah, werde ich mein Leben lang nicht vergessen; das ist zwar eine recht kurze Zeit!

Ein starker Husten befiel wieder den Sprechenden; ich bat ihn dringend, sich nicht allzusehr anzustrengen.

Nein, erwiderte er, Ihr dürft nichts besorgen, Herr! Meine Erzählung wird ohnedies bald zu Ende sein.

Und Heinz fuhr fort:

Wenige Minuten später hatten wir den Tannenweiher vor uns.

Halb schon im Dämmerungslichte lag das von Röhricht teilweis umsäumte Gewässer vor uns; rotgelbe Streifen im Osten verkündeten den nahenden Tag.

Geh nicht weiter, flehte die Jungfrau jetzt dringend, thu's mir zu Liebe! Wir müssen uns jetzt trennen.

Bei diesem Worte fuhr mir ein Stich durchs Herz, als hätte mich ein Dolch durchbohrt.

Doch nicht auf immer, fragte ich bebend.

Da sah sie mich unendlich wehmütig an, preßte mich fest an sich und sprach dann:

Warte hier an dieser Stelle, so wirst Du in wenigen Augenblicken drüber Auskunft erhalten: siehst Du diese meine Hand aus des Weihers Mitte sich heben, wirst du mich wiedersehen; zeigt sich aber statt dessen ein . . . . sie redete nicht zu Ende, der Schmerz ließ es nicht

zu, und mit Gewalt alle Regungen niederkämpfend, schritt sie, ohne mehr nach mir umzuschauen, dem ruhigen Gewässer entgegen und gleich darauf verschwand sie spurlos und ohne alles Geräusch.

Mit klopfendem Herzen, kaum meiner Sinne mächtig, harrte ich an dem Orte der schmerzlichen Trennung des ersehnten Zeichens.

Doch, mein Gott, was erblickte ich?

In der Mitte des Teiches, über den bereits der erste Flimmer des nahenden Morgens zu gleiten begann, fing es auf einmal zu wogen und zu wallen an und plötzlich schoß ein Blutstrahl aus ihm empor; dann ward wieder alles ruhig, nur einige Vögel, die im Röhricht wohl noch der Ruhe pflegen wollten, flatterten erschreckt auf und strebten geängstigt dem nahen, schützenden Walde zu.

Was weiter geschah, weiß ich nicht.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich fieberkrank im Hause meiner Eltern; erst nach langer Zeit kam ich wieder zu Kräften, doch mein Lebensmut war dahin und ich fühlte, daß es mit mir trotz meiner Jugend nach abwärts ging.

Hiemit endete der Kranke seine Erzählung.

Als mich einige Monate nach dieser Unterredung der Weg wieder durchs Dorf führte, lag schon allenthalben Schnee, auch auf dem Friedhof draußen, wo Heinz zur letzten Ruhe gebettet war; vielleicht hatt' er eben einen schönen Traum, — wer kann's wissen?

XIV.

Die stille Beterin.

Adelheid, die Tochter ehrlicher, aber blutarmer Söldnersleute, galt im Thale der Rott als das schönste und bravste Mädchen im ganzen Lande.

Es war natürlich, daß eine ganze Reihe stattlicher Jünglinge sich um die Liebe der Jungfrau bewarb, die meisten freilich nicht in der Absicht, ihr die Hand vor dem Altare zu reichen.

Denn Adelheid war ja arm und Tugend und Schönheit allein haben in den Augen der meisten Menschen nur dann einen Wert, wenn sie der Glanz des Goldes umstrahlt.

Aber die wahre Liebe verachtet das Gold.

Martin, der einzige Sohn einer ebenfalls armen Söldnersfamilie aus demselben Dorfe, ein überaus wohlgestalteter und, was noch wertvoller war, sehr braver Jüngling, hatte Adelheids Liebe gewonnen und der seligste Traum der beiden hätte sich erfüllt, wenn die Hand des Priesters sie fürs Leben verbunden hätte.

Doch an ein solches Glück war vorerst nicht zu denken.

Beide waren arm und der Verdienst Martins reichte eben nur dazu hin, das Leben seines erwerbsunfähigen, immer kränklichen Vaters notdürftig zu erhalten, während

auch Adelheid, deren beide Eltern noch am Leben waren, für deren Unterhalt all ihre Kräfte einsetzen mußte.

Da hatte dieselbe eines Nachts, die sie vor Kummer lange Zeit schlaflos verbracht hatte, einen merkwürdigen Traum. Die heilige Jungfrau stand auf einmal vor ihr und winkte der Bekümmerten freundlich zu, dann verschwand sie wieder.

Anfänglich bewahrte Adelheid über dieses Traumgesicht Stillschweigen, doch nach einigen Tagen machte sie einer Nachbarin davon Mitteilung.

Diese fragte das Mädchen alsogleich nach Tag und Stunde, in welcher es den Traum gehabt, und riet ihr, die betreffenden Zahlen nebst der ihrer Lebensjahre in die Lotterie zu setzen.

Wer beschreibt Adelheids Freude, als sie nach einigen Wochen erfuhr, daß sie bei der Ziehung einen Treffer von tausend Gulden gewonnen habe!

Nun konnte ja alles gut werden! Aber diese Hoffnung erwies sich leider nur zu bald als eine trügerische.

Noch in derselben Woche brannte das kleine Haus, in dem Martin mit seinem alten Vater wohnte, bis auf den Grund nieder und das gutherzige Mädchen teilte mit Einwilligung ihrer Eltern sogleich die eben gewonnene Summe, um ihrem hartbedrängten Bräutigam die Herstellung eines neuen Heims zu ermöglichen.

Gebe Gott, sagte Martins alter Vater unter Dankesthränen zu Adelheid, daß Du bald als meine liebe Schwiegertochter in das neue Häuschen einziehen kannst!

Da mußte Martin Soldat werden.

Bayern hatte sich im Kriege, welchen Napoleon 1807 gegen Preußen führte, gleich anderen Staaten, von den Verhältnissen gezwungen, an Frankreich angeschlossen und eine allgemeine Aushebung wurde angeordnet.

Der Abschied, welchen Martin von Adelheid und seinem Söhnchen Max, einem reizenden Kinde von drei Jahren, nahm, war geradezu herzzerreißend, doch der eisernen Not mußte man einfach gehorchen.

So zog denn Martin in den Krieg und kämpfte in all den heißen Schlachten mit, welche in jenen und den folgenden Jahren geschlagen wurden, wobei er sich durch seine Tapferkeit derart hervorthat, daß er im Lauf derselben zum Sergeanten, später zum Lieutenant befördert wurde.

Adelheid war aber mit ihrem Knaben, da mittlerweile ihre Eltern gestorben waren, zu Martins Vater gezogen; als aber auch dieser das Zeitliche gesegnet hatte, begab sie sich nach München und trat in einem Bürgerhause eine Stelle als Dienstmagd an, während sie den Knaben bei ordentlichen Leuten in Kost und Erziehung gab.

Endlich kehrte Martin zurück, — welch ein Wiedersehen!

Wie ein einziger schöner Frühlingstag im stande ist, oft die Leiden eines ganzen Winters vergessen zu machen, so war es auch in den Herzen der beiden schwergeprüften Menschen der Fall.

Die Seligkeit, sich endlich einmal wieder nach so langer Trennung und so vielen Leiden in den Armen zu halten, ließ ein trauriges Gedenken vergangner Tage, ein düsteres Schauen in die Zukunft nimmer entstehen.

Zudem wiegte Martin seinen Knaben, der mittlerweile schon recht verständig geworden war und seinen blonden Lockenkopf ein über das andere Mal liebkosend an die Wangen des schönen Kriegers, seines Vaters, schmiegte, auf den Armen und das Glück vergoldete gleich der Morgenröte alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!

Zudem hatte der brave Martin, so schwer dies auch gehen mochte, während der verschiedenen Feldzüge eine nicht unbedeutende Summe zusammengespart, die er nun sogleich seiner Adelheid aushändigte.

Und würde das Geld hundert-, ja tausendmal mehr sein, sprach er zu der Überglücklichen, es wäre nur ein armseliger Lohn für all die Liebe und Treue, welche Du mir, mein teueres Weib, diese Jahre her erwiesen hast!

Wie glücklich waren nun diese drei Menschenherzen, zwei davon schon durch die Schule der Leiden geprüft, und geläutert, das kleine Herz des Max aber noch unberührt vom rauhen Reif des Lebens, noch ganz das Glück der goldenen Kinderzeit an der Brust liebender Eltern genießend!

Aber das eherne Schicksal kam in der Ferne schon langsam geschritten.

Wieder zog sich ein furchtbares Kriegsunwetter zu-

sammen, Napoleons unersättliche Eroberungslust wollte jetzt das russische Reich seinem eisernen Scepter unterwerfen.

Fast ganz Europa mußte dem allgewaltigen Diktator seine Truppen zur Verfügung stellen, auch Bayern hatte dem Protektor des Rheinbundes dreißig tausend Mann zu übergeben.

Unter diesen dreißig tausend Mann befand sich auch der Lieutenant Martin.

Anfangs war Adelheid von diesem neuen Schicksalsschlage wie vernichtet, auch der junge Kriegsheld zeigte sich darüber sehr verstimmt.

Doch die Aussicht, durch neue Siegeslorbeeren eine Rangerhöhung zu erringen — der Oberst des Regiments hatte ihm das Hauptmannspatent in sichere Aussicht gestellt — ließ ihn alle Bedenken rasch verscheuchen und es gelang ihm, auch Adelheid mit dem Gedanken an eine neue Trennung allmählich vertraut zu machen.

Der Feldzug würde, — so äußerte sich Martin zu wiederholten Malen —, einen raschen Verlauf nehmen.

Napoleon stand damals — im Sommer des Jahres 1812 — auf dem Gipfel seines Ruhmes; der Glaube, daß an seine Fahnen der Sieg geknüpft sei, war ein allgemeiner, die Zuversicht auf eine baldige Zertrümmerung des russischen Kolosses stand bei einem jeden Soldaten der „großen Armee" fest und unerschütterlich.

So nahte denn der Tag des Ausmarsches, für Adelheid und den kleinen Max eine qualvolle Prüfung.

Am Abend vorher noch war Martin bei seinen Lieben gewesen und fast mit übermenschlichen Kräften hatte er sich bemüht, sowohl selber standhaft zu bleiben als auch Adelheid und dem teueren Kinde süßen Trost zu spenden und baldiges, recht baldiges Wiedersehen in Aussicht zu stellen.

Paßt einmal auf, ihr Lieben, rief der Mann unter Thränen lächelnd, wie glücklich, wie zufrieden wir mitsammen sein werden, wenn ich wieder zurückgekehrt bin.

Wann kehrst Du denn zurück, lieber Vater? unterbrach der kleine Max, indem er mit der Hand den Bart des Sprechenden streichelte.

Wenn der Friede geschlossen wird, liebes Kind, erwiderte dieser, einen schweren Seufzer, der sich unwillkürlich der bedrängten Brust entringen wollte, unterdrückend.

Dann gibt es keine Trennung mehr, mein Liebling, fuhr der Offizier nach einigem Stillschweigen fort, das Lockenhaupt des holden Knaben an seine Brust drückend, dann bleiben wir immer beisammen und keine Sorgen sollen uns mehr niederdrücken.

Von der Frauenkirche her riefen die Glocken zum Abendgebete.

Sprich ein recht andächtiges Vaterunser, sagte Adelheid mit thränenerstickter Stimme zu dem Knaben, daß Dein Vater bald und gesund zu uns zurückkehre.

Und der kleine Max kniete nieder und betete; seine Eltern aber beteten leise mit.

Schon am frühen Morgen des anderen Tages be-

fand sich die halbe Münchner Bevölkerung auf den Straßen und Plätzen, um die scheidenden Krieger noch einmal zu begrüßen.

Über den Schrannenplatz — jetzigen Marienplatz — marschierten die prächtigen Regimenter und Bataillone unter klingendem Spiel die Weinstraße hinab und zum Schwabingerthore hinaus.

Bald Winken und Zurufen, bald wieder Schweigen und stilles Weinen, — so wechselte es ab in der dichtgedrängten Menschenmenge.

Auch Adelheid mit ihrem Söhnchen befand sich unter den Tausenden; noch einmal wollte sie den geliebten Mann sehen, kostete es auch noch so große Anstrengung.

Mutter und Kind standen nahe der Mariensäule; wie sonst schaute die Himmelskönigin, das göttliche Kind auf dem Arme, ruhigen und milden Blickes auf das Menschengewoge unter ihren Füßen herab.

Auf einmal entstand ein gewaltiges Drängen und Schieben, zugleich ließ sich aus der Ferne Musik vernehmen, sie kommen, sie kommen!

Adelheid glückte es, mehr durch Zufall, als durch eigenes, gewaltthätiges Eingreifen in die vordersten Reihen der Zuschauermenge zu gelangen.

Mit Unterstützung eines gefälligen, älteren Mannes, der dicht an sie gedrängt stand, gelang es ihr, den Knaben in die Höhe zu heben und auf den Arm zu bringen; dort saß jetzt Max bequem und sicher und mit leuchten-

den Blicken sah er nun den bereits heranmarschierenden Truppen entgegen.

Adelheid kannte den Obersten und überhaupt die höheren Offiziere des Regiments, in welchem Martin als Lieutenant diente, von Person, und es fiel ihr deshalb nicht besonders schwer, das betreffende Regiment alsogleich beim Heranmarschieren herauszufinden.

Nach etwa einer Viertelstunde zog es wirklich heran.

Gieb Acht, mein Herzchen, flüsterte jetzt die Mutter dem Kinde zu, das sie fest an die pochende Brust gedrückt hielt, gieb Acht, daß Du den Vater siehst!

In ziemlich starken Kolonnen marschierten die einzelnen Kompagnien vorüber, dort drüben, ja dort drüben schritt Martin einher, bleichen Angesichts, düster vor sich hinblickend.

Ach, welch eine Tücke der Schicksals!

Sie mit dem Kinde stand herüben mit sehnsuchtsfeuchten Blicken, mit dem liebenden Herzen, das vor Weh fast zerspringen wollte, das Söhnchen winkte mit den Händchen, — ein Rufen wäre bei der lautschallenden Musik ein vergebliches Unterfangen gewesen! — und Martin sah sie nicht!

Was hätte Adelheid drum gegeben, wenn sie nur auf die Dauer einer Minute hätte eine Reihe der Soldaten durchbrechen, hätte auf den geliebten Mann zueilen und ihm noch einmal, vielleicht — zum letzten Male die Hand drücken dürfen!

Doch das Schicksal wollte es nicht.

Warum weinst Du denn, Mütterchen, fragte der kleine Max, seiner treuen Trägerin besorgt die Wange streichelnd; sieh' nur, welch schöne Reiter jetzt kommen!

In der That kamen jetzt einige Eskadronen Chevauxlegers, das Volk jubelte den schmucken Reitern entgegen, — doch Adelheid sah und hörte von dem allen nichts; der Schmerz, daß Martin sie nimmer gesehen, durch Blick und Geberde noch das letzte Lebewohl von ihr und dem Kinde erhalten, drückte sie ganz nieder.

Da hörte sie dicht hinter sich einen Bürger zu seinem Nachbar sagen: wie weit werden sie denn heute noch kommen?

Wohl nicht viel weiter als bis nach Freising, entgegnete der andere; vorerst machen sie noch in Schwabing kurze Rast.

Erlauben Sie, fragte Adelheid, das Antlitz so gut es eben möglich war, nach rückwärts drehend, in Schwabing wird noch Halt gemacht?

So hab' ichs gehört, versetzte der Angeredete.

Ja, ja, ich weiß es gewiß, bestätigte der Nachbar.

Da blitzte in Adelheid der Gedanke auf, dem Regimente nachzueilen und noch ein letztes Mal von ihrem Martin Abschied zu nehmen.

Herzchen, sagte sie schmeichelnd zu dem Knaben, als bald darauf der Vorbeimarsch der Truppen beendet war, und das Volk sich allmählich zerstreute, Du bist bereits ein großer, verständiger Knabe und kannst wohl ein

Stündchen bei der Gottesmutter an der Mariensäule hier allein bleiben und auf mich warten, möchtest Du?

O ja, antwortete der kleine Max unerschrocken, der Appell an seine Größe und seinen Verstand hatte ihn sehr zuversichtlich gemacht; aber wohin gehst Du denn?

Ich möchte noch gerne Deinem Vater Lebewohl sagen, er hat uns ja vorhin nicht bemerkt.

Aber da kann ich ja auch mit!

Kind, das geht nicht! Die Soldaten, weißt Du, marschieren gar schnell, Du kannst unmöglich so schnell laufen, um sie noch einzuholen. Bleib doch ruhig hier an den Stufen sitzen, die heilige Jungfrau läßt Dir nichts schlimmes zustoßen und ich bringe Dir dann etwas schönes mit!

Das letztere Versprechen war besonders dazu geeignet, einen allenfallsigen Widerstand des gutmütigen Kindes zu brechen und so verabschiedete sich denn Adelheid ohne Schwierigkeit von demselben.

Eine eigene Unruhe, als gälte es, einem großen drohenden Unglück vorzubeugen, jagte sie fort, nur einmal, so rief es unaufhörlich in der Brust des geängstigten Weibes, nur einmal noch ihn wiedersehen, vielleicht ist es zum letzten Mal!

Durch verschiedene Nebengassen suchte sie dem Militär Vorsprung abzugewinnen und nach beinahe atemlosem Laufen gelang es Adelheid wirklich, außerhalb des Schwabingerthores Martins Regiment, das in der That zu kurzer Rast Halt gemacht hatte, einzuholen.

Eben wurden wieder zum Aufbruch die betreffenden Signale erteilt, als sie den Gesuchten erblickte.

Außer sich vor Freude, eilte Adelheid zu dem Offizier, der seinen Augen nicht trauen wollte, als er die Mutter seines Max auf einmal vor sich stehen sah.

Groß war der Jubel des freilich kaum eine Minute währenden Wiedersehens; fest hielten sich die beiden Gatten umschlungen.

Wo hast Du denn das Kind gelassen?

Das Kind? wiederholte Adelheid von einem plötzlichen Schrecken erfaßt, den sie allerdings so gut als möglich zu verbergen suchte.

Ich hab' es bei der Mariensäule gelassen, erwiederte sie hastig, o, Max ist verständig, er versprach mir, fest sitzen zu bleiben, bis ich wiederkäme . . . . .

Eile nur so schnell Du kannst zurück, man weiß ja nicht . . . .

Ein neues Trompetensignal ertönte, es mußte, es mußte geschieden sein!

Nun aber stürzte Adelheid, wie von Feuersglut verfolgt, von dannen.

Wenn dem Knaben, dem süßen Pfande ihrer treuen Liebe, der beständigen Quelle der Hoffnung auf Wiedersehen ein Leid zustoßen würde?

Ein wahrhaft fürchterlicher Gedanke, dessen Gräßlichkeit sie vergebens zu bannen suchte.

Doch nur vorwärts, die Angst und Sehnsucht beflügelte ihre Schritte.

Da geschah ein Unglück.

Eben im Begriffe, aus einer Seitengasse in schnellem Laufe die Hauptstraße zu erreichen, geriet sie mit einer Abteilung fahrender Artillerie zusammen, die in beschleunigtem Trabe eine offenbare Verspätung wieder einbringen wollte.

Schneller, als man's sagen kann, war die Unglückliche unter ein Gespann geraten und ehe die Kanoniere ihre Pferde im Laufe zu hemmen vermochten, hatte das Rad einer Kanone den rechten Fuß des armen Weibes zermalmt.

Wie tot wurde sie von schnell herbeigeeilten Soldaten und Bürgern hervorgezogen.

Schnell eine Tragbahre, scholl es durcheinander, ins Lazaret mit der Frau, sie stirbt uns sonst unter den Händen.

Der kleine Max aber, die Händchen übereinander gefaltet, saß ruhig an der Mariensäule und wartete auf die Mutter.

Was ich wohl bekommen werde? fragte sich das Kind ein über das andere Mal. Vielleicht ein kleines Holzpferdchen, vielleicht gar eine Peitsche dazu?

Aber wo die Mutter nur so lange bleiben mag?

Mehr und mehr drängte sich dieser düstere Gedanke gleich einer dunklen Wolke in den kleinen Freudenhimmel des armen Knaben und machte ihn immer unruhiger, immer ängstlicher.

Von der Peterskirche und den Frauentürmen dröhnte

Stunde um Stunde hernieder, Max saß noch immer auf seinem Platze, den ihm die Mutter des Morgens angewiesen hatte; allmählich perlten Thränen von seinen Wangen hernieder.

Wohl hatten ihn im Verlaufe des Nachmittags mehrere Vorübergehende gefragt, was es denn mit ihm sei, auf wen er denn warte?

Da hatte Max der Wahrheit gemäß immer zur Antwort gegeben, daß er auf seine Mutter warte und die Leute, selber in jenen trüben Tagen von Sorgen aller Art in Anspruch genommen, hatten sich dann wieder stillschweigend entfernt.

So kam allmählich der Abend heran.

Da wurde der Knabe auf einmal von einer furchtbaren Angst überfallen.

Zuletzt, so dachte er sich, ist die Mutter mit dem Vater fortgezogen, zuletzt hat sie mich freiwillig verlassen.

Sein Entschluß stand fest: Max wollte den Eltern nacheilen, koste es, was es wolle, er mußte sie noch einholen!

Was weiß denn ein Kind von der Wirklichkeit?

Die Wünsche seines kleinen Herzens trägt es ins Leben über, unbekümmert um die Entfernung des Mondes, hascht es nach seinem goldnen Lichte!

So eilte denn der Knabe in der Richtung, welche des Morgens das Militär und bald darauf die Mutter genommen hatte, gleichfalls fort, in dem festen Glauben,

er könne, wenn er recht stark laufen würde, vielleicht noch beide einholen.

Aber wie bald sah sich der Ärmste genötigt, sein Laufen einzustellen und eine ruhigere Gangart anzunehmen! Die kleine Brust keuchte förmlich und mit Mühe konnte das Kind Atem schöpfen.

Dennoch kam Max ziemlich weit, den Burgfrieden der Stadt hatte er längst hinter sich und noch immer eilte er auf der Schwabinger Landstraße vorwärts.

Endlich aber brach das Kind, das zudem den ganzen Tag kein Stückchen Brot erhalten hatte, in völliger Erschöpfung zusammen; nächst der Landstraße befand sich auf einer grasreichen Wiese eine kleine Baumgruppe; dorthin schleppte sich der Knabe und gleich darauf schlossen sich die vom Weinen ganz geröteten Augenlider zu tiefem Schlummer.

Als Max erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, auf verschiedenen Feldern wurde schon gearbeitet, Lerchen sangen hoch in den Lüften und weiße Schmetterlinge flogen über die Wiesen und Kleeäcker.

Der Knabe, seine gänzliche Verlassenheit immer mehr erkennend und von nagendem Hunger gequält, fing wieder bitterlich zu weinen an; doch der Selbsterhaltungstrieb, den die Natur einem jeden Geschöpfe verliehen, zwang ihn alsbald, sich der Landstraße zuzuwenden und den Weg fortzusetzen.

Wohin? Ach, er wußte es nicht.

Die Mutter hatte ihm oft von dem Schutzengel

erzählt, den jedes brave Kind bei sich habe; Schutzengel, hatte sie gesagt, während Max auf ihren Knieen gesessen, sind sehr gut und sehr schön. Kommt ein braves Kind in Not und Gefahr, gleich kommen sie mit ihren Flügeln herangeflogen und helfen ihm.

Heiliger Schutzengel, sprach jetzt das bedrängte Kind, hilf mir doch, Du siehst ja, daß ich ganz verlassen bin!

Schüchtern sah es nach links und rechts, dann empor zum blauen Himmel, vielleicht schwebte der Gerufene von dort hernieder auf seinen goldenen Schwingen?

Doch alles blieb ruhig, nur eine Lerche stieg im nahen Weizenfelde trillernd empor, kein Schutzengel ließ sich erblicken; da fing Max aufs neue bitterlich zu weinen an, daß er vor Thränen fast nimmer sehen konnte.

Doch blieb ihm schließlich nichts anderes über, als wieder weiter, immer weiter zu wandern.

Nach einer Weile wurde der Knabe von einer offenen Kutsche, in welcher ein Herr im Jagdanzuge neben einer noch jugendlichen Dame saß, eingeholt.

Die beiden mußten den kleinen Wanderer schon von weitem bemerkt haben, denn als der Wagen in dessen Nähe kam, erhielt der Kutscher Befehl, langsamer zu fahren.

Mit großer Teilnahme betrachteten sich der Herr und die Dame das schöne, gutgekleidete Kind, welches da mutterseelenallein auf der Landstraße, schon über zwei Stunden von München entfernt, einhermarschierte.

Wohin gehst du denn, mein liebes Kind? fragte die Dame in mildem und freundlichem Tone.

Max erklang die Stimme, als ob seine Mutter zu ihm sprechen würde, er war vor Weinen nicht im stande, eine zusammenhängende Antwort zu geben.

Der Herr ließ auf Ersuchen der Dame den Wagen ganz anhalten und nun war endlich das Kind in der Lage, über sein trauriges Schicksal einige Auskunft zu geben.

Sein Vater wäre, so ungefähr äußerte sich der Knabe, gestern morgens „in den Krieg“ gezogen, die Mutter wäre ihm nach einiger Zeit „nachgeeilt.“

Das ist der Fluch des Krieges! rief der Herr erbittert aus; Pflichtgefühl, Pietät, Mutterliebe, — alles wird mit Füßen getreten! Was kann man auch von einer Soldatendirne solche Eigenschaften verlangen? Sie läßt ihr Kind einfach auf der Straße verhungern und läuft dem nächsten besten Wichte nach!

Der Herr und die Dame sprachen leise mitsammen, dann forderte die letztere den Knaben mit freundlichen Worten auf, bei ihr auf dem Wagen Platz zu nehmen.

Max kam dieser Aufforderung, aus welcher so viel Liebe sprach, bereitwilligst nach; mit Hilfe des Kutschers, der vom Bocke gesprungen war, schwang er sich rasch zu seiner Wohlthäterin empor; sollte sie vielleicht ein verkleideter Schutzengel sein?

* * *

Die furchtbare Katastrophe, welche in dem unglücklichen russischen Feldzuge über die „große Armee" hereinbrach, hatte auch den dreißigtausend Bayern ein frühes Grab bereitet.

Noch war der Hauptmann Martin — seine Bravour in der Schlacht bei Polozk hatte ihm die schon lange in Aussicht stehende Beförderung gebracht — Zeuge des Brandes von Moskau gewesen, noch hatte er die Schreckensscene beim Übergang über die Beresina miterlebt, als auch ihn nebst vielen Tausenden seiner Landsleute das Schicksal ereilte. In der Nähe von Wilna wurde er mit einigen andern Leidensgefährten auf der Flucht vor den nachsetzenden Kosaken von dem Hauptzuge getrennt und Hunger und Kälte machten dem Leben des Unglücklichen gar schnell ein Ende.

Ehe aber der Tod seine mitleidsvolle Hand nach ihm ausstreckte, hatte Martin noch ein wonnevolles Traumbild. Ihm war's, als säh' er sich auf einmal in München auf dem Marienplatze, und Adelheid und Max, — der letztere schon ein stattlicher Mann in fremdländischer Uniform — kämen freudestrahlend auf ihn zu und alle drei feierten mitsammen ein frohes, unvergleichlich schönes Wiedersehen.

Ein Lächeln verklärte noch die Züge des auf ewig Entschlummerten und eine starke Schneeschichte lag des Morgens auf dem Toten, ihn bergend vor aller Verfolgung. —

* * *

Fast ein halbes Jahrhundert später wandelte an einem milden Herbstabend ein hoher österreichischer Offizier an der Seite eines bayerischen Kameraden durch die Straßen der königlichen Residenzstadt.

Auf der Rückreise nach Wien hatte der fremdländische Waffengefährte nicht versäumt, seinen langjährigen Freund an der Isar aufzusuchen und mit ihm so manche Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen, die sie mitsammen gemeinschaftlich in Oesterreich verlebt hatten, wieder aufzufrischen.

Ja, das war's: Erinnerungen!

Jetzt kamen sie über den Marienplatz, vor der Mariensäule vorüber.

Mehrere Leute, besonders ältere, Männer und Frauen, knieten an den Stufen vor der Säule und sandten ihre tausendfältigen Anliegen zu dem goldglänzenden Gnadenbilde empor.

Der bayerische Offizier wollte mit seinem hohen Freunde vorüberwandeln, doch dieser blieb auf einmal sinnend vor dem Denkmal stehen.

Laß mich, bat er, einen Augenblick hier weilen.

Bist Du zum Beten aufgelegt? fragte der andere scherzend.

Doch jener antwortete nicht; die beiden Hände über der Kuppel des Säbels gefaltet, so stand er in Gedanken verloren nahe den Betenden.

Da kam an Krücken eine alte, zwar ärmlich, doch sauber gekleidete Frau heran.

Der österreichische Offizier fühlte sich von dem Freunde leicht am Arme getupft.

Was ist's? fragte er etwas unwillig, seine Gedanken wanderten eben weit in die Vergangenheit zurück.

Verzeih', wenn ich störe, versetzte der andere; doch ich halte es für meine Pflicht, Dich hier in München als Cicerone auf alles aufmerksam zu machen, was Dein Interesse erregen könnte.

Nun?

Sieh dir einmal diese alte Frau an, die hier auf Krücken herankommt?

Was ist's mit ihr?

Sie gehört zu den Münchner Originalen, man nennt sie nur die „stille Beterin."

Die stille Beterin? wiederholte der Offizier, wie kommt die Frau zu der seltsamen Bezeichnung?

Sie kommt regelmäßig seit so und so vielen Jahren allabendlich zur bestimmten Stunde an die Mariensäule, um hier einem stillen Gebete zu obliegen.

So? bemerkte der fremde Offizier ziemlich gleich-gültig.

Früher, fuhr sein Begleiter ruhig fort, schuf ihr die Neugierde, oft auch die Spottsucht des Volkes manche Ungelegenheiten, besonders da sie bei jeder Witterung, mochte es stürmen oder schneien, sich in gleicher Regel-mäßigkeit einfand. Allmählich aber, wie es bei allen Dingen der Fall ist, gewöhnten sich die Leute an die seltsame Frau, welche auch auf alle Fragen, die man aus

Mitleid oder Neugierde an sie richtete, niemals eine andere Antwort bereit hatte und wahrscheinlich noch hat, als: Mein Kind, mein armes Kind!

Dem österreichischen Offizier wurde auf einmal seltsam zu Mute.

Warum giebt sie denn immer diese Antwort? fragte er lebhaft.

Ach, um das genügend aufzuklären, erwiederte der bayerische Kamerad, müßte man weit in die Vergangenheit zurückgreifen, bis zur Zeit des russischen Feldzuges.

Wie so denn? fragte jener weiter, seine Stimme hatte einen eigentümlich vibrierenden Klang.

Damals nämlich soll's gewesen sein, daß sie hier an der Mariensäule ihr Kind, einen Knaben, verlor .....

Um Gotteswillen, rief jetzt der Offizier, am ganzen Leibe bebend, sprich noch weiter, ich beschwöre Dich....

Aber was ist Dir denn, werter Freund? fragte der Bayer besorgt.

Fahr' weiter, ich bitte, ich beschwöre Dich .....

Nun also, was ich noch überhaupt zu sagen weiß, ist dieses: Die Frau, das heißt diese „stille Beterin" hier, wollte noch ihrem Gatten, der Offizier war und nach Rußland mit ausmarschieren mußte, nacheilen, um ein letztes Mal von ihm Abschied zu nehmen, ihr Kind soll sie hier an der Säule niedergesetzt haben, — da geriet sie beim Zurückeilen unter einen Wagen ....

Allmächtiger Gott, unterbrach der Offizier den Erzählenden, indem er sich zugleich mit den beiden Händen

an dessen Arm klammerte, wie um nicht umzusinken, diese Frau, o, ich erinnere mich an alles! diese Frau — ist meine Mutter!

Der Freund sah den Sprechenden mit halb geöffnetem Munde starr ins Antlitz, als wollte er sich vergewissern, ob derjenige, welcher solches spreche, auch im vollen Besitze seiner Verstandeskräfte sei.

Dieser aber trat zu der „stillen Beterin" hin, welche auf einer der steinernen Stufen kniete; der Offizier berührte leise die Schulter der alten Frau, sie wandte sich um.

Mutter, flüsterte der hochgewachsene Mann in glänzender Uniform.

Er hatte bloß dies eine Wort gesagt.

Da zuckte der gebrechliche Körper der alten Frau zusammen wie vom Blitze getroffen.

Über das welke Gesicht leuchtete ein Strahl der Freude wie in seliger Jugendzeit.

Mein Kind, rief sie, nach ihren Krücken tastend, mein wiedergefundener Max!

Der Sohn fing die Wankende in seinen Armen auf, doch war sie auf einmal ganz schwer und regungslos, — die „stille Beterin" war tot.

Vom nahen Petersturm rief eben die Glocke zum Abendgebet.

XV.

Das Festmahl im Schnee.

In dem freundlichen Städtchen Lauingen steht heutzutage zu Ehren seines großen Sohnes Albertus Magnus ein aus Erz gegossenes Denkmal.

Dieser Albertus Magnus lebte lange Zeit als Mönch im Kloster zu Köln am Rhein und war über die Maßen gelehrt, sogar in der schwarzen Kunst wußte er Bescheid, übte selbige aber niemals zum Schaden oder gar Verderben des Nächsten aus.

Eines Tages empfing Albert der Große, dessen Gelehrsamkeit bereits einen Weltruf genoß, hohen Besuch, nämlich den damaligen deutschen Kaiser Wilhelm.

Als derselbe nun in des Mönches stiller Zelle saß, sprach letzerer: Oft schon, gnädigster Herrscher, empfing ich und mein Kloster zahlreiche Beweise Eurer Güte und Großmut. Es würde mich nun herzlich freuen, wenn Eure Majestät und hochderen Gefolge heute meine Tafelgäste sein wollten! Mit freundlichem Lächeln sagte der Kaiser zu, obgleich er sich im Stillen dachte, daß dies ein recht seltsamer Einfall wäre. Wie sollte doch der arme Mönch im stande sein, hier im Kloster einen Kaiser mitsammt dessen anspruchsvollem Gefolge zu bewirten?

Als nun die für das Mahl festgesetzte Zeit nahte, lud der Mönch den Kaiser sammt dessen Gefolgsleuten zur Tafel.

Diese hatten sich mittlerweile mit den anderen Mönchen im Refektorium aufgehalten und — gewärmt. Denn man stand mitten im Winter und es herrschte draußen eine so grimmige Kälte, daß Bäche und Brunnen eingefroren waren, auch lag überall fußhoher Schnee.

Albertus Magnus aber führte den Kaiser nebst dem hohen Gefolge durch einen langen, langen Kreuzgang, an dessen Ende eine eisenbeschlagene Thüre war. Als man bei derselben anlangte, zog der Mönch einen Schlüssel aus der Kutte und sperrte die Thüre auf. Der Ausblick öffnete sich in den weiten, geräumigen Klostergarten, ein kalter Luftzug strömte entgegen und die Herren, voran der Kaiser, zogen ihre kostbaren Pelzmäntel enger und enger zusammen.

Das Erstaunen der hohen „Gäste" steigerte sich, als nun der Mönch mit gewinnender Höflichkeit die Majestät und deren Gefolge einlud, ins Freie hinauszutreten!

Da lag alles voll Schnee, der Springbrunnen in Mitte des Gartens war von lauter Eiszapfen umkränzt.

Aber eine lange, sorgfältig gedeckte und mit verschlossenen Schüsseln und Platten besetzte Tafel harrte bereits der hohen Gäste und eine Anzahl kostbar gekleideter Knaben war der Befehle gewärtig.

Diese Frechheit, murrte der alte Ritter von Unkenfels, soll dem Mönchlein teuer zu stehen kommen! Es will uns offenbar alle zum besten haben, mir klappern bereits die wenigen Zähne, die ich noch habe, vor Kälte

und ich weiß kaum mehr, wie ich mich auf den Füßen halten soll.

Inzwischen machte Albertus Magnus vor dem Kaiser eine tiefe Verbeugung und sprach: ich sehe wohl, gnädigster Herr, daß sowohl Euch als Eurem Gefolge in dieser öden Winterlandschaft des Frühlings warmer Sonnenschein und sein alles belebender Atem fehlt! Doch nur einen Augenblick Geduld, was nicht ist, kann ja werden!

Der Kaiser und alle Herren sahen sich einander voll Verwunderung an und wußten gar nicht, wie sie die Worte des Mönches deuten sollten.

Der aber ergriff einen goldenen Becher, ließ ihn von einem der aufwartenden Knaben mit funkelndem Weine bis zum Rande füllen, kostete davon und schleuderte dann den Inhalt unter Zaubersprüchen nach allen vier Himmelsgegenden.

Sofort begann der Schnee hinwegzuschmelzen, die düsteren Wolken wichen nach kurzem Kampfe dem schönsten Himmelsblau, das Gras begann zu beiden Seiten der Wege wie im Frühling emporzusprießen, an den Zweigen der Bäume und Sträucher brachen die Knospen und bald auch die Blüten hervor, bunte Schmetterlinge flogen auf und nieder und der Duft von Veilchen und Narcissen durchströmte die laue Frühlingsluft.

Dazu ließen sich die Klänge einer lieblichen Musik vernehmen, alles schien sich zu vereinen, um eine wahre Paradieseswonne hervorzuzaubern.

Der Kaiser war von dem allen so entzückt, daß er

anfangs gar nicht imstande war, dieser Empfindung durch Worte Ausdruck zu geben und den Herren des Gefolges erging es ebenso.

Albertus Magnus aber lud mit freundlicher Geberde den Kaiser zur Tafel, nachdem auf einen Wink bereitstehende Diener herbeigeeilt waren und der Majestät und den Gefolgsleuten die lästig gewordenen Pelzmäntel abgenommen hatten.

Als das wundersame Festmahl, das einen geradezu fabelhaften Reichtum an prächtigen Speisen und seltenen Weinen aufwies, zu Ende ging, forderte der Kaiser, von tiefstem Dankgefühle durchdrungen, Albertum Magnum auf, sich eine Gnade, sei es, was es wolle, auszubitten.

Doch der bescheidene Gelehrte lehnte jede Belohnung ab, guten Menschen eine Freude zu machen, sei für ihn der schönste Lohn.

So endete das wunderbare Festmahl im Dominikanerkloster zu Köln am Rhein; wenige Jahre darauf bestieg Albert der Große den Bischofsstuhl zu Regensburg.

XVI.

Der Geist in der Kanne.

Es war ein rechter Wintertag, so weit das Auge sehen konnte, war alles tief eingeschneit und im Walde draußen schien Baum und Strauchwerk wie mit feinem Mehlzucker überstreut.

Ein Holzhacker führte da gewaltige Hiebe gegen einen Baumstock, den wollte er aus der Erde schaffen. Wie er nun so dreinhieb, merkte er auf einmal, daß die Hacke auf einen metallenen Gegenstand aufschlug; der Mann sah näher zu und entdeckte zu seiner Freude, daß er auf ein zinnernes Gefäß gestoßen sei.

Nach kurzer Zeit hatte er's mit der Haue herausgearbeitet, siehe da: eine große zinnerne Kanne stand vor ihm, fest mit Draht verschnürt, der Deckel war überdies mit einem seltsamen Siegel verschlossen.

Dabei war die Kanne so schwer, daß der Holzhauer sie kaum mit einer Hand tragen konnte.

Da ist gewiß lauter Gold und Silber drinnen! dachte sich der glückliche Finder, will einmal den Deckel wegheben. Doch bald sah der gute Mann, daß dies keineswegs so leicht ginge und so stellte er denn die Kanne beiseite und arbeitete noch eine Weile an seinem Wurzelstock weiter.

Bald aber machte der Holzhauer Feierabend —

morgen war ja auch noch ein Tag! — und trat mit der zinnernen Kanne den Heimweg an.

Als er vor seinem Häuschen ganz draußen am Ende des Dorfes anlangte, war es dennoch bereits dunkel geworden und so zündete er denn in der Stube, welche durch das Herdfeuer vom Morgen her noch gut erwärmt war, alsbald ein Licht an, stellte das Lämpchen mitten auf den Tisch und begann nun mit großer Neugierde die Kanne näher zu betrachten und ihren Verschluß zu prüfen.

Wie schon erwähnt, war sie über und über mit starkem Draht überzogen und dem Finder blieb am Ende nichts anderes übrig, als aus dem Kistchen, worin sein Handwerkszeug lag, eine Zange hervorzuholen und den Draht oben am Ende der Kanne abzuzwicken.

Bald war dies geschehen und nun konnte sie endlich geöffnet werden.

Puh! Was kam denn da heraus?

Lauter Qualm und Dunst und Rauch und Nebel, so daß dem Holzhacker ganz dämlich wurde, auch das Flämmchen der Lampe wandte sich eine Weile ganz schief zur Seite, sei's aus Angst vor dem, was da herauskam, sei's weil der Luftzug eben ging.

Aber, aber — alle guten Geister loben Gott den Herrn! — aus dem Qualm und Dunst und Rauch und Nebel formte sich allmählich eine Gestalt, was war denn das?

Die Gestalt verdichtete sich mehr und mehr, schließlich nahm sie menschliche Formen an und — setzte sich auf den Stuhl am Tische, gegenüber dem Holzhacker!

Der aber zitterte vor Angst und Entsetzen am ganzen Leibe und begann zu beten, was ihm gerade einfiel. Aber das schien auf die Gestalt nicht den geringsten Eindruck zu machen, ruhig und unbeweglich blieb sie auf dem Stuhle sitzen.

Jetzt eilte der Holzhacker zur Stubenthüre hinaus und geraden Wegs ins Pfarrhaus.

Was ist denn los, Hackersepp? fragte der Herr Pfarrer, Du zitterst ja an allen Gliedern und kannst vor Schrecken, wie es scheint, kaum eine Silbe sprechen.

Hochwürden, begann der Geängstigte nach einer Weile, kommen S' so schnell als möglich, bei mir daheim sitzt ein Geist am Tische; alles Beten hilft nichts, er bleibt ruhig sitzen und läßt sich nicht vertreiben.

Und nun erzählte der Hackersepp das ganze seltsame Ereignis mit der Kanne, genau so, wie's sich zugetragen hatte.

Hm, hm, machte der Pfarrer nachdenklich, eine merkwürdige, höchst merkwürdige Geschichte!

Nach einiger Ueberlegung nahm der Geistliche zwei geweihte Wachskerzen, dann seine Stola und das Benediktionale und befahl dem Hackersepp, eine Laterne zu nehmen und ihm voranzuleuchten.

Bald hatten die beiden Männer das Ziel ihrer

Wanderung erreicht und nicht ohne Herzklopfen wurde die Stubenthüre geöffnet.

Richtig, dort saß der Geist, von nebligem Dunst umhüllt, grade noch in der nämlichen Stellung, wie vorhin und rührte und regte sich nicht!

Der Pfarrer aber zündete an dem Lichte der Oellampe die beiden geweihten Wachskerzen an und stellte sie auf den Tisch; dann legte er seine Stola um und begann aus dem Benediktionale dreimal die Beschwörung mit lauter Stimme vorzulesen.

Das erste und zweite Mal schien der Geist davon gar nicht berührt zu werden, erst beim dritten Male löste er sich wieder in lauter Dunst und Nebel auf und fuhr in die offene Kanne zurück.

Gleich klappte darauf der Pfarrer den Deckel zu und befahl dem Holzhauer, wieder den Draht herumzuschnüren und mit der Zange zu verdrehen, was dieser selbstverständlich mit größter Freude vollführte.

Morgen in aller Frühe, befahl jener dann weiter, trag Du die Kanne wieder in den Wald hinaus und vergrab sie an derselben Stelle, wo Du sie gefunden hast.

Der Hackersepp that wie ihm geheißen und trug gleich den andern Morgen den Geist in der Kanne wieder in den Wald hinaus.

Manchesmal trat ihm beim Gedanken, was er da bei sich trage, der Angstschweiß auf die Stirne und nicht

um alles Gold und Silber in der Welt hätte er ein zweites Mal einen solchen Auftrag vollführen mögen.

Doch er brachte ihn glücklich zustande, grub die zinnerne Kanne wieder ein, wo er sie gefunden hatte und kehrte dann froh und zufrieden wieder nach Hause zurück.

XVII.

Die drei Brotlaiße.

Am Fuße des Ochsenkopfes hüteten einst drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die Kühe.

Es ging gegen den Herbst zu und der Laubwald war schon rot gesprenkelt und die Hagebutten leuchteten unter den Büschen hervor wie die Kirschen zur Sommerszeit.

Horch! rief auf einmal die Liese, ich mein', ich hab' rufen hören!

Wer soll denn gerufen haben? fragten die beiden Knaben zugleich.

Das weiß ich nicht, gab Liese zur Antwort, vielleicht war's ein Geist.

Ha, ha! lachten die Knaben, ein Geist! Es giebt ja gar keine Geister! Was die Liese noch so dumm ist!

Während die Kinder so sprachen, stand auf einmal, wie aus dem Boden gewachsen, ein graues Männlein mit langem, schneeweißem Bart vor ihnen.

Was macht ihr denn da, liebe Kinder? fragte der Kleine freundlich.

Wie es gewöhnlich in der Welt der Fall ist, daß nämlich diejenigen, welche gerne großsprechen und der weitverbreiteten Zunft der Zungenhelden angehören, im Momente wirklicher Bedrängnis am kleinlautesten und zaghaftesten sind, — das zeigte sich auch diesmal.

Die zwei jungen Burschen, welche eben noch über Lieses „Dummheit" sich lustig gemacht hatten, waren jetzt auf einmal so erschreckt und ängstlich geworden, daß sie nicht im stande waren, dem grauen Männlein, das übrigens gar nichts furchtbares an sich hatte, eine Antwort zu geben; mit weit aufgerissenen Augen und halb geöffneten Lippen schauten sie auf die seltsame Gestalt.

Liese dagegen faßte sich alsbald und entgegnete mit freundlicher und bescheidener Stimme: wir müssen hier die Kühe hüten, die zwei Knaben hier sind Brüder und gehören dem reichen Grashofbauern, ich bin die Liese...

Hier aber verließ das Mädchen auf einmal ihr Mut; sie stockte und konnte nimmer weiter reden.

Du bist die Liese, wiederholte das graue Herrchen freundlich, weiß schon, liebes Kind! Deine Eltern sind arm, nicht wahr?

Liese nickte traurig mit dem Kopfe.

Nun, fuhr das Männlein fort, indem es mit beiden Händchen in das zunächstgelegene Gebüsch griff, weil ihr, wie mir scheint, brave und artige Kinder seid, will ich euch eine kleine Freude machen.

Mit diesen Worten gab das Zwerglein einem jeden der drei Kinder einen mäßig großen Laib Brot, dann winkte es ihnen mit der kleinen Hand noch einen Abschiedsgruß zu, wobei es sich besonders Liese zuwandte; hierauf verschwand es schnell hinter dem nächsten Waldvorsprung.

Kaum war das graue Männlein fort, so erlangten Lieses Gefährten sogleich wieder die frühere Keckheit und Spottsucht.

Da haben wir was schönes bekommen! lachte Franz, nahm seinen Brotlaib und begann, ihn auf dem Boden rollen zu lassen; das runde Gebäck machte gar wunderliche Sprünge, rollte und kugelte immer weiter und auf einmal war es verschwunden.

Da muß gleich sein Kamerad nachlaufen! rief der andere Knabe und warf nun auch seinerseits den ihm gehörigen Laib nach der Richtung, welche der entschwundene genommen hatte.

Ihr seid doch recht leichtsinnig und undankbar! bemerkte Liese in vorwurfsvollem Tone. Hättet ihr jemals Hunger empfunden, so würdet ihr euch an der Himmelsgabe nicht dergestalt versündigen, meine armen Eltern wären froh, wenn sie statt eines Laibes drei erhalten hätten.

Ach was, rief Franz und der Bruder stimmte ihm bei, Du bist die ewige Nörglerin, wir treiben in Zukunft unser Vieh auf die Lämmerwiese, wir mögen nimmer in Deiner Gesellschaft sein!

Die beiden suchten sogleich, ganz wie es die Art zürnender Kinder ist, ihre Drohung zu verwirklichen und begannen, auf die ruhig grasenden Kühe wie grimmige Feinde einzustürmen und sie fortzutreiben.

Liese aber schob ruhig ihr Brotlaibchen zwischen Brust

und Arm und trieb die zwei ihren Eltern gehörigen Kühe — das einzige Besitztum derselben — auch ihrerseits dem Stalle zu.

Je näher sie aber dem Häuschen kam, desto schwerer wurde der Laib Brot, — was nur das war!?

Als sie endlich zu Hause anlangte, war das Brot so schwer geworden, daß es Liese kaum mehr zu tragen vermochte.

Was bringst Du denn da? fragte die Mutter.

Schau doch, einen schweren Laib Brot!

Woher hast Du ihn denn? forschte nun auch der Vater.

Liese erzählte das Begebnis, wie es sich zugetragen hatte, auch das spöttische und freche Verhalten der übermütigen Sprößlinge des reichen Grashofbauern verschwieg sie nicht.

Während dieses Berichtes hatte die Mutter den Brotlaib angeschnitten.

Ein Ausruf freudiger Überraschung entfuhr den Lippen der Frau, fast das ganze Innere des Laibes war mit purem Golde ausgefüllt, tausend Dukaten kamen wohl kaum dem Gewichte des funkelnden Schatzes gleich!

Wer beschreibt die Freude und den Jubel der nun auf einmal aller Not und aller Sorge enthobenen Eltern der glücklichen Liese!

Einige Tage nach diesem Ereignisse sah man die beiden Söhne des Grashofbauern vom frühen Morgen

bis zum Sinken der Sonne jeden Strauch und jeden Busch draußen auf der Weide sorgfältig absuchen, — doch es war alle Mühe vergebens, die Brotlaibe, welche das graue Männlein so freundlich dargeboten hatte, waren und blieben verschwunden.

XVIII.

Schlangensegen.

Das Schicksal treibt mit manchen Menschenkindern schon oftmals ein recht grausames Spiel und scheint sich an den Sorgen und Thränen, die es seinen Opfern abpreßt förmlich zu weiden.

Da lebte vor Zeiten in der guten Stadt Lauingen ein recht braves Ehepaar, aber die guten Leute konnten es ihr Lebtag lang auf keinen grünen Zweig bringen.

Hatten sie einmal mit allem Fleiße und aller Sparsamkeit einen Notpfennig für ihre alten Tage zurückgelegt, — flugs kam irgend ein Unfall, eine Krankheit, ein Schadenfeuer, ein Dieb und das Bischen Habe war wieder verschwunden wie die Spreu im Winde.

So wurden die beiden alte Leute und hatten nur von der Hand zum Mund zu leben.

Als der Winter kam, ging der Mann öfters ins Holz, um dürre Äste zu sammeln, auf daß sie daheim in der Stube wenigstens nicht frieren mußten.

Auf der Suche nach solchen Ästen kam er eines Tages vor eine große Eiche, da lag auf dem Boden ein gewaltiger Ast, den wohl der Sturm vor langer Zeit vom Stamme gebrochen hatte.

Als der Alte eben voll Freude über das gefundene Holz darauf zuschritt, schoß plötzlich hinter dem Aste eine große Schlange hervor, direkt auf den Mann los.

Anfangs erschrak er, aber die Schlange hatte merkwürdigerweise wenig furchterregendes an sich: sie neigte den Kopf etwas zur Seite und sah den alten Mann mit so eigentümlichen, halb von Mitleid, halb von eigenem Kummer erfüllten Blicken an, daß diesem dabei ganz seltsam zu Mute wurde.

Begreiflicherweise hatte der Alte aber dennoch durchaus keine Lust, mit der Schlange nähere Bekanntschaft zu machen und hob deshalb drohend sein Beil und schwang es gegen den unwillkommenen Gast.

Da wandte sich die Schlange ganz traurig ab und verkroch sich in einem nahen Gesträuche.

Der Mann aber zerhieb mit dem Beile den Ast, band hierauf die einzelnen Teile zusammen und trat langsam den Heimweg an.

Jesus Maria, rief das Weib beim Eintreten des Alten in die rauchgeschwärzte Stube, was hast Du denn da mitgebracht?

Im selben Augenblicke huschte die Schlange aus dem Holzbündel heraus, versteckte sich aber nicht in irgend einem Winkel oder hinter einer Ecke, sondern verblieb ruhig in Mitte der Stube und that ganz heimlich und zutraulich, so daß die Katze sich ohne Scheu dem seltsamen Wesen näherte und — mit ihr zu spielen begann!

Auf das hin legten auch die beiden alten Leute ihre Furcht allmählich ab und beschlossen, das Tierchen nicht etwa zu töten, sondern es trotz ihrer Armut bei sich zu behalten und ihm Nahrung zu geben.

Das gute Ehepaar hatte seine Barmherzigkeit nicht zu bereuen; denn von Stunde an zog das Glück in die Hütte der Armen ein.

Sie hatten fortan keinen Mangel zu leiden, der Kummer, ihr bisheriger treuer Lebensgefährte, schwand wie böser Wolkenzauber auf einmal hinweg und Freude und Frohsinn, ganz unbekannte Gäste, zogen in die Herzen der alten Leute ein.

Endlich starben dieselben eines schnellen, schmerzlosen Todes, die Schlange aber wanderte zur selben Stunde wieder in den Wald hinaus, kein Menschenauge hat sie jemals mehr gesehen.

XIX.

Das arme Kind.

Wenn die Sonne recht warm und freundlich vom blauen Himmel auf Flur und Wald herniederscheint, allüberall gelbe und rote Blumen zwischen den saftigen Gräsern sprießen, die Lerchen ihre Triller singen und das kleine Volk der Insekten, fleißige und faule, so geschäftig herumschwirrt, daß man meinen möchte, sie wären allein auf der Welt, — da sind wohl Menschen, denen nie eine dunkle Wolke ihren Lebenshimmel getrübt hat, gerne des Glaubens, daß so ein schöner Sommertag alle, alle Herzen glücklich und zufrieden machen müsse.

Ach, was solche Menschen doch wenig Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge besitzen!

Tausende und Tausende wandeln bei lachendem Sonnenschein und blühendem Flieder herum, drinnen aber nagt der Wurm der Sorge, des Kummers und jedes laute Lachen draußen wird daheim von einer stillen Thräne erkauft.

Da war ein armes Mädchen von kaum zehn Jahren, dem war sein Vater vor wenigen Wochen im Steinbruch erschlagen worden und die Mutter lag totkrank im Bette, konnte kaum ein lautes Wort reden und wurde schwächer, immer schwächer.

Geld aber war keines zu Hause, nicht einmal ein Stücklein Brot. Die kleine Veronika ging in den Wald

hinaus; es war um die Zeit, wo die Erdbeeren reiften, diese wollte sie in einem Krüglein sammeln, vielleicht konnte sie einige Kreuzer darum erhandeln.

Aber wie das Mädchen sich mitten in der berückend schönen Sommerpracht erblickte, überkam es auf einmal eine unendliche Traurigkeit.

Veronika gedachte des toten Vaters, der sterbenskranken Mutter, die halb verhungert auf dem zerrissenen Strohbette lag und sie fing auf einmal, indes rings um sie die Käfer und Schmetterlinge süßen Honig aus den schwellenden Kelchen der Blumen tranken, bitterlich zu weinen an; dazwischen pflückte sie wieder Erdbeeren und indem sie dieselben in das Krüglein legte, mischten sich ihre Thränen darunter.

Auf einmal stand eine kleine, alte Frau vor ihr; dieselbe war recht seltsam gekleidet, wie aus lauter Goldfäden schien das Gewand gewoben, die Farbe des schmalen Gesichtes war fast grau, die freundlichen Augen schienen von einer stillen Wehmut erfüllt.

Möchtest Du mir nicht einige Beeren aus Deinem Krüglein schenken? fragte die seltsame Erscheinung das Mädchen, mit der grauen Rechten verlangend nach den roten Früchten weisend.

Ohne sich lange zu bedenken, bot das brave Kind den ganzen Inhalt des Krügleins dar.

Da überflog es wie Freudenschimmer das Gesicht der alten Frau.

Ich danke Dir, sprach sie und entnahm dem Gefäß eine Hand voll Beeren.

Wie heißt Du denn, liebes Kind?

Veronika.

Sind Deine Eltern noch am Leben?

Da fing das Mädchen aufs neue bitterlich zu weinen an und es erzählte dem grauen Weiblein, zu dem es großes Zutrauen faßte, seine ganze traurige Lage.

Weiß schon, sprach die Alte mit eigentümlichem Lächeln, euch Menschen ergeht es oft recht schlecht und grade die bravsten müssen am schwersten leiden.

Sie fuhr dem Kinde mit ihrer welken Hand wie segnend über das blondgelockte Haupt, dann war sie plötzlich spurlos verschwunden.

Aus der Ferne hörte Veronika die Abendglocke läuten, sie kniete unter das hochgewachsene Gras nieder und betete; ein großer Friede senkte sich in das kleine Herz des Mädchens, es wußte nicht, warum ihm die Brust auf einmal so leicht, so sorgenlos wurde, aber es war so, Veronika fühlte es.

Nach kurzer Wanderung gelangte sie nach Hause; wie groß war ihr Erstaunen, als ihr die Mutter, welche die Tochter sterbenskrank verlassen hatte, frisch und gesund auf der Thürschwelle entgegentrat!

Kind, rief die Frau der Kommenden glückstrahlend entgegen, ein Wunder Gottes ist geschehen! Sieh nur her, Deine Mutter hat wieder ihre Gesundheit erlangt!

Veronika wußte sich vor Jubel kaum zu fassen.

Nun laß Dir die Erdbeeren recht schmecken, rief sie freudig, die ich draußen im Walde gesammelt habe; ich trage sie nicht zum Verkaufe in die Stadt, Mütterchen, Du mußt sie alle, alle selber essen!

Mit diesen Worten wollte das Mädchen ihr Krüglein, das sie mittlerweile auf den Boden niedergesetzt hatte, auf den Tisch heben. Aber was war denn das?

Der mit den Beeren gefüllte Krug war plötzlich so schwer geworden, daß ihn Veronika mit einer Hand gar nicht zu heben vermochte; sie mußte mit beiden Händen in den Henkel greifen, um ihn auf den Tisch zu setzen.

Welch' ein Wunder!

Alle Erdbeeren zeigten sich in Gold verwandelt, funkelnd und blitzend rollten sie zu Hunderten auf dem Tische umher, alle Not war nun auf immer aus der Hütte der Armen verschwunden.

Das war der Lohn der grauen Alten für die Handvoll Beeren, welche ihr Veronika draußen im Walde gegeben hatte.

XX.

Bestrafter Hochmut.

Am Ufer des schönen Bodensees, unweit von dem „bayerischen Venedig", nämlich dem herrlichen Lindau, befand sich vor langen Zeiten eine stolze Burg, mit Namen Tegelstein.

Von ihr aus hatte man eine prächtige Aussicht auf den See, der wie ein blauer Spiegel zwischen den waldumkränzten Ufern lag.

Auf dieser Burg lebte einstmals eine sehr reiche Frau, Anna von Tegelstein geheißen.

Diese Frau war von sehr großer Schönheit, aber diese Schönheit erstreckte sich nur auf ihre äußere Erscheinung.

Ihre Seele war lasterhaft, besonders war sie voll Stolz und Hochmut und diese Eigenschaft ist besonders häßlich.

Hochmütige Menschen fügen mit jedem Blicke, mit jedem Worte, ja oft nur mit einer Handbewegung dem Nächsten eine abscheuliche Kränkung zu, die um so tiefer schmerzt, weil ja Reichtum, Schönheit, Ansehen meist nur Gaben des Zufalls sind, welche dem Besitzenden im Grunde genommen ebenso wenig inneren Wert zu leihen vermögen als demjenigen, der solch äußere Güter nicht besitzt.

Diese hochmütige Frau besaß drei wunderliebliche Töchter, welche, ihre Schönheit ausgenommen, in allem das gerade Gegenteil ihrer dummstolzen Mutter waren.

Demutsvoll und bescheiden, freundlich gegen jedermann, gewannen sie oft in nur wenigen Augenblicken die Herzen derer, mit denen sie zusammentrafen, aber dies geschah leider nur selten.

Denn Frau von Tegelstein duldete es einfach nicht, daß Edelfräulein mit dem „Pack" — so nannte die Vermessene das gemeine Volk — verkehrten und machte deshalb ihren Töchtern oft die heftigsten Vorwürfe.

Diese nämlich hatten besonders zur Tochter einer braven, ehrlichen Pächtersfamilie, die ein Gut der Freifrau in Pacht hatte, eine innige Zuneigung gefaßt und wo es den jungen Edeldamen nur möglich war, traten sie mit dem liebenswürdigen, ihnen gleichalterigen Mädchen in Verkehr.

Emma, so hieß dasselbe, war allerdings eine wahre Zierde ihres Geschlechtes und wie der Frühling, wohin nur immer er auf seinen goldenen Schwingen zieht, Freude und Segen bringt, so hellte auch Emma das Antlitz eines jeden Menschen auf, der in ihre freundlichen, liebevollen Augen schaute.

Da kam auf einmal ein großes Unglück dahergezogen.

Emma, der Sonnenschein im Leben ihrer Eltern, die Wonne und Freude aller, die sie kannten, der Liebling eines jeden guten Menschen, ward auf einmal von einer schweren Krankheit ergriffen und nach drei Tagen lag sie auf der Totenbahre.

Wie eine vom Sturm geknickte Rose lag sie im Sarge, ach, es war zum Erbarmen; wer sie erblickte, mußte weinen, indes draußen an dem schönen Sommertag die Vögel mitsammen scherzten und die Schmetterlinge vorm offenen Fenster vorübergaukelten wie sonst.

Die arme Mutter kam aber ganz gebrochen zur Burgherrin und bat um die Erlaubnis, in dem großen schönen Garten etliche weiße Rosen pflücken zu dürfen, um damit das Haupt ihrer verblichenen Emma zum letzten Male zu bekränzen.

Da lachte die Tegelstein gar höhnisch; zu was denn solche Leute weiße Rosen brauchten? Brennesseln wären gut genug hiefür.

Als Emmas Mutter diese rohen, herzlosen Worte hörte, war sie anfangs ganz starr vor Entsetzen und vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

Aber ihre Hände ballten sich krampfhaft und aus den Augen blitzten Zornesflammen.

Endlich auch fand die Frau ihre Sprache wieder.

Gut, rief sie, behaltet Eure Rosen, da sie Euch zu kostbar dünken, das Haupt meines verstorbenen Kindes zu schmücken — behaltet sie für Eure Töchter, vielleicht braucht auch Ihr bald Totenkränze!

Mit diesen schauerlichen Worten entfernte sich die beleidigte und verhöhnte Mutter, drei Monate später aber lagen auch die drei Töchter der Frau von Tegelstein auf der Bahre, eine jede mit weißen Rosen im Haar.

XXI.

Der habsüchtige Hirte.

Im Thale der Wertach stand auf einem hohen Berg, St. Georgsberg geheißen, zu Zeiten der bösen Raubritter eine gewaltige Burg, die sah weit ins Land hinein.

Die Ruinen derselben waren noch viele, viele Jahre nach ihrer Zerstörung zu sehen und ein unterirdischer Weg oder vielmehr der Eingang zu demselben erregte gar oft die Neugierde so manches Hirten, der beim Weiden des Viehs vor denselben gelangte.

Wohin dieser Gang nur führen mochte?

Jedenfalls ins Innere der Burg; dort unten in den tiefen Verliesen mochten vielleicht gar manche Schätze liegen.

An einem schönen Sommerabend fanden sich an eben dieser Stelle mehrere Hirten zusammen und wie natürlich kamen sie bald wieder auf den geheimnisvollen Eingang in die unterirdische Burg zu sprechen.

Der Lenz wär' halt der Rechte zu so etwas! bemerkte der alte Ziehrersepp.

Warum denn gerade ich?

Weil Du der jüngste bist! riefen die drei anderen einstimmig.

Aber mit dem Lenz ist es nichts, sprach wieder der Alte, er getraut sich nicht.

Ich mich nicht getrauen? rief der Getadelte hitzig; ei, das wär' mir das rechte, ich nehm's mit dem Tausend*) auf, wenn's sein muß.

Wie er großsprechen kann! spotteten wieder die anderen.

Jetzt aber wurde es dem Lenz denn doch zu bunt.

Wartet da heraußen auf mich, rief er selbstbewußt, bis ich wieder komme, 's wird nicht lange dauern!

Mit diesen Worten griff der junge Bursche seine Geißel vom Boden auf und drang dann rasch entschlossen durch die niedrige, teilweise mit Felsentrümmern verstellte Öffnung hinein.

Die draußen hörten noch das Geräusch fallender und sich abbröckelnder Steine aus dem Innern des Ganges herausfallen, dann ward alles stille.

Lenz aber tastete sich in stark gebückter Haltung an den feuchten Wänden des finsteren Ganges dahin, aber es war ihm dabei nicht besonders wohl zu Mute.

Auf einmal sah er in nicht allzu weiter Entfernung einen Lichtschimmer vor sich, der je näher er ihm kam, an Helligkeit zunahm.

Er drang aus einer viereckigen, thürartigen Öffnung und als Lenz nach mühevoller Wanderung endlich vor derselben anlangte, hatte er einen wunderbaren Anblick.

Er sah in einen großen Saal, dessen Wände von purem Golde überzogen waren; von der Decke hingen tropfsteinartige Gebilde hernieder, welche aber aus lauter

* Teufel.

buntfarbigen Edelsteinen zusammengesetzt waren und einen wahrhaft feenartigen Anblick boten.

In der Mitte des Saales aber saß auf goldnem Stuhle eine schöne, weißgekleidete Jungfrau, eine diamantene Krone schimmerte auf ihrem Haupte.

Kaum hatte Lenz, der das alles nur zu träumen glaubte, den herrlichen Saal betreten, als sich die Jungfrau erhob und, als hätte sie längst schon auf ihn gewartet, dem jungen Menschen mit freundlichem Lächeln entgegenschritt.

Kommst Du endlich? fragte sie und reichte Lenz die Hand.

Der Hirte wußte nicht, wie ihm geschah, aber bei aller märchenhaften Pracht, die ihn rings umgab und bei aller Holdseligkeit der schönen Jungfrau konnte er sich eines heimlichen Grauens nicht erwehren.

Was wünschest Du denn? fragte jene aufs neue.

Ganz verwirrt gab Lenz zur Antwort: ich möchte mir eine — neue Geißel kaufen!

Kaum hatte er das gesagt, als die Jungfrau ganz zornig wurde und, in Thränen ausbrechend, dem allzu bescheidenen Jüngling den Rücken kehrte.

Lenz aber fand es in dem goldenen Saale nimmer recht geheuer und während sich die Jungfrau von ihm abgewandt hatte, benützte er rasch die Gelegenheit zur Flucht.

Schneller als man's sagen kann, war der zaghafte Bursche wieder durch die viereckige Öffnung hindurch-

geschlüpft und nach ebenso schwieriger Wanderung als vorhin gelangte er endlich, tief aufatmend, wieder ins Freie.

Sofort umringten ihn die Kameraden und, nachdem sich der kühne und dabei doch so ängstliche Höhlenforscher etwas erholt hatte, erzählte er in fliegender Hast sein Abenteuer.

Um was hast Du die Jungfrau gebeten? fragte am Schlusse der Erzählung der Ziehrersepp in größtem Unmute.

Um eine Geißel hast Du sie gebeten?

Herr des Himmels! was doch dieser Lenz für ein großer Esel ist!

Ja, das ist er! stimmten die andern alle ein.

Auf, Buben! nahm wieder der Ziehrersepp das Wort, die Gelegenheit muß man benutzen! Jetzt geh' ich selber hinein!

Allgemeine Anerkennung folgte diesen Worten.

Paßt einmal auf, was ich herausbringe! An Gold soll's uns fortan nimmer fehlen!

Der alte Ziehrersepp, dem die Habgier aus den Augen funkelte, begab sich zu dem bewußten Eingang und gleich darauf war er im Dunkel desselben verschwunden.

Die Hirten warteten heraußen in gespanntester Erwartung.

Die Sonne war schon im Untergehen, wie eine glühende Riesenesse sah der ganze westliche Himmel aus.

Die Hirten warteten und warteten.

Der Mond stieg mählich auf, gleich einer gelbroten Feuerkugel schwebte er langsam über den Waldbergen herauf.

Die Hirten warteten und warteten.

Der Ziehrersepp kam nimmer heraus, kein Menschenauge hat ihn je mehr gesehen.

XXII.

Der liederliche Schmied von Mitterbach.

Nach gethauer Arbeit sich einer ehrbaren Erholung hinzugeben ist nicht nur erlaubt, sondern nach Umständen sogar geboten.

Aber oft den ganzen lieben Tag im Wirtshaus sitzen, trinken und Kartenspielen, das ist recht sündhaft und ein Mensch, der solches treibt, wandelt auf bösen Bahnen und der Höllenfürst freut sich schon auf dessen baldige Ankunft.

Ein derartiges, liederliches und gottloses Leben führte vor vielen, vielen Jahren ein Schmiedemeister in Mitterbach.

Statt auf dem Amboß fleißig das glühende Eisen zu hämmern und mit der Zange die Nägel im Feuer zu wenden, saß der Schmied, obwohl er daheim Weib und Kinder hatte, oft Tag und Nacht im Wirtshause, trank, spielte und — fluchte.

Daß dieses Treiben einmal und zwar vielleicht recht bald ein grausiges Ende nehmen mußte, sah jedermann ein und es nahm bald ein solches Ende, wie der Leser sogleich erfahren wird.

Als nämlich der liederliche Geselle sein und auch seines Weibes ganzes Geld verspielt und vertrunken hatte, schloß er mit dem Teufel einen feierlichen mit Blut geschriebenen Vertrag.

Geld in jeder beliebigen Menge und zu jeder Zeit, Dauer des Vertrages drei Jahre, nach Umlauf dieser Frist sofortige Kündigung und Auslieferung der — Seele!

Jetzt freilich hatte der Schmied soviel Geld, daß er es oft buchstäblich zum Fenster hinauswarf, aber ach, die drei Jahre waren schnell vorbei und nun kam der Böse, um seinen Lohn zu holen.

Vorsichtiger Weise hatte der Schmied einige Tage vorher seinem Weibe von dem schrecklichen Vertrage Mitteilung gemacht.

Anfangs freilich war die Gute zu Tode darüber erschrocken; aber dennoch geriet sie, — wie denn die Weiber gerade in solchen Dingen oft eine große Schlauheit entwickeln — alsbald auf einen glücklichen Einfall.

Geh' zu unserer Nachbarin hinüber, sprach sie mit fliegendem Atem, die ist eine Hexe! Gewiß weiß sie irgend ein Mittel, daß Dich der Teufel nicht sogleich holen kann.

Sogleich befolgte der Schmied diesen Rat und richtig erhielt er auch von jenem Weibe ein Mittel, das allerdings erst erprobt werden mußte.

Pünktlich stellte sich der leidige Gottseibeiuns am Kündigungstermine ein, da war der Schmied nicht zu Hause.

Will der Herr inzwischen vielleicht gefälligst Platz nehmen? fragte die Schmiedin zuvorkommend und holte rasch aus der guten Stube den ledergepolsterten Lehnstuhl.

Solche Aufmerksamkeit that dem Teufel wohl und nach einigen höflichen Redensarten setzte er sich auf den ihm angebotenen Platz.

Ein heißer Tag heute! nahm die Frau das Gespräch wieder auf; vom Wetter zu reden ist schließlich am leichtesten und erfordert keine besonderen Anstrengungen.

Das finde ich nicht, erwiderte der Teufel höflich.

Natürlich, bei ihm zu Hause war man ganz andere Hitzgrade gewohnt!

Habt Ihr Kinder? fragte der Gast nach einer Weile, indem er dabei ein Gesicht schnitt, als ob er mit glühenden Zangen in die Backen gezwickt würde.

Ja, Herr!

Wieviele?

Sechs!

Wieder machte der „Herr" eine Grimasse, als ob er Grünspan verschluckt hätte.

Eine schöne Zahl, murmelte er, die schwarzen Hauthaare sorgfältig über die beiden Hörner streichend, daß sie nicht allzu auffallend hervorlugten.

Mittlerweile trat der Schmied zur Thüre herein.

Bitte, behalten Sie doch Platz, sagte er voller Höflichkeit, als der Teufel Miene zum Aufstehen machte.

Ich weiß, daß es Zeit ist! flüsterte er aber dann ganz leise demselben ins Ohr.

Also gehen wir! sprach der Gehörnte ebenso leise.

Die beiden schritten durch die Hausthüre in den

Garten hinaus, wo eben die Kirschen in voller Reife an den Zweigen hingen.

Giebt es bei euch unten auch derartiges? fragte der Schmied, indem er nach den schwarzroten, saftigen Früchten zeigte.

Der andere schüttelte grinsend den borstigen Kopf.

Dann sei so gut, fuhr der Schmied verbindlich weiter, und hole mir noch eine Handvoll herunter, Dein Dienstkontrakt ist ohnedies noch nicht ganz abgelaufen.

Schnell war der Teufel auf einen der Kirschbäume hinaufgeklettert, wobei er den Schweif, um festeren Halt zu haben, um einen der Äste ringelte.

Schnell zog inzwischen der Schmied mit einer Zauberkreide, die er von der Hexe erhalten hatte, um den Baum einen Kreis, so daß der Teufel nimmer herunter klettern konnte.

Anfangs fletschte er vor Wut die Zähne, dann aber, als er sah, daß der Schmied Ernst mache, fing der Gehörnte jämmerlich zu heulen an, zugleich einen abscheulichen Schwefelgeruch verbreitend.

Laß mich herunter! bat er schließlich den Schmied.

Gerne, rief dieser hinauf, aber vorher mußt Du mir den Kontrakt aushändigen.

Was für einen Kontrakt? rief der unfreiwillige Kirschenpflücker herab.

Dummer Teufel, lachte der Schmied, der nun ganz übermütig wurde, den Kontrakt eben, worin ich mich Dir verschrieben habe!

Da warf ihm der Teufel ein falsche Urkunde herab.

Aber der Schmied ließ sich nicht täuschen.

Das ist ja nicht die echte, rief er zornig, gleich giebst Du mir die wirkliche Vertragsschrift oder Du kommst mir so bald nimmer vom Baume herunter!

Der Teufel heulte wie ein Hund an der Kette.

Das ist ja schrecklich, jammerte er, sich mit dem Schweifbüschel die Thränen aus den Augen wischend.

Das ist gar nicht schrecklich, erwiderte der Schmied, sondern bloß billig und recht! Also wird's bald?

Der Teufel überlegte noch eine Weile; aber am Ende mußte er sich zu dem furchtbaren Opfer entschließen. Der Schmied war schließlich im stande, ihn da oben auf dem Baume bis zur Geisterstunde festzuhalten, dann war es mit seinem Range als Oberteufel auf immer aus.

So warf denn der Geprellte, aufs neue schrecklichen Schwefeldampf verbreitend, daß der an Rauch doch sehr gewöhnte Schmied darob bald erstickt wäre, den wirklichen Kontrakt herunter, den jener sogleich in tausend Fetzen zerriß, während der Teufel wie der Sturmwind davon sauste.

Auf diese Weise sah sich der leichtfertige Mann auf einmal von aller Qual des Leibes und der Seele befreit.

Doch die bekannte Thatsache, daß derjenige, welchen der Böse einmal in seinen Krallen gehabt, immer wieder der Gewalt desselben anheimfällt, bewahrheitete sich auch diesmal.

Der gewissenlose Schmied verfiel alsbald wieder in

die alten Laster, begann zu trinken und zu spielen und als er schließlich kein Geld mehr hatte, paktierte er zum zweiten Male mit dem Gottstehunsbei.

Richtig kam der Vertrag und zwar wieder auf drei Jahre zu stande und während derselben wurde wieder in Saus und Braus gelebt.

Schnell war die Zeit vorüber und pünktlich erschien der Teufel in der Wohnung seines Opfers, um dasselbe sogleich mit sich zu nehmen.

Ich seh' es ja selber ein, jammerte der Schmied voll Heuchelsinn, daß ich keine Nachsicht mehr verdiene, aber des Weibes und der Kinder willen . . . . .

Nein, nein, nein! zischte dreimal der Teufel und stampfte mit seinem Bocksfuß auf den Boden, daß es laut klapperte.

Da kam die Schmiedin und die sechs Kinder zur Thüre herein und weinten und wehklagten, daß es einen hätte erbarmen können.

Nein, nein, nein! sagte wieder der Teufel.

Nur drei Wünsche erfülle mir noch, flehte der Schmied.

Was für drei Wünsche? fragte der Gehörnte.

Über Nacht sollst Du mir Garten, Wald und Wiese mit einer steinernen Mauer umgeben, zehn Schuh hoch und fünf Schuh dick.

Der Teufel zog seinen langen Geißbart durch die Finger und überlegte.

Gut, es sei! sprach er nach einer Weile, auf das Weib und die Kinder hinüberschielend.

Am andern Morgen stand die Mauer fix und fertig da.

Jetzt kam der zweite Wunsch.

Ich möchte eine Stunde lang auf gepflastertem Wege ein recht schnelles Pferd reiten; das Pflaster soll aber während des Reitens vorne immer nur einige Schuh im voraus fertig und rückwärts gleich wieder weggerissen sein.

Ein verteufelter Wunsch! grinste der Teufel.

Das wird doch einem solchen wie Dir nicht schwer fallen! bemerkte der Schmied listig.

Da sah sich der Schwarze in seinem Ehrgeiz angegriffen und wieder sprach er nach einigem Nachdenken: gut, es sei!

Nun schwang sich der Schmied auf das schnellste Roß, das er bekommen konnte und galoppierte fort, in der Hoffnung, selbst der Teufel wäre nicht im stande, den Weg, den er im schnellsten Laufe dahinflog, vorher immer zu pflastern und rückwärts wiederum aufzureißen.

Aber der Höllenfürst brachte auch dies fertig, obwohl der Schmied so schnell ritt, daß nach Umlauf der festgesetzten Zeit der arme Gaul tot zu Boden fiel.

Als nun aber der Schmied sah, daß der Teufel jeden der Wünsche und sei er noch so schwierig erfüllen könne, wurde ihm höllisch bange und flugs begab er sich zur Hexe, um sich bei derselben Rat zu erholen.

Hm, hm, machte diese, das ist ein sehr schwieriger Fall!

Weg mit Dir, sagte sie dann zu ihrer großen, schwarzen Katze, was mußt Du denn immer auf dem Zauberbuche schlafen?

Die Hexe scheuchte das fauchende Tier hinweg und blätterte dann, die schwarze Hornbrille auf der Hackennase, längere Zeit in dem großen, in Schweinsleder gebundenen Buche herum.

Endlich schien sie das richtige gefunden zu haben.

Schneide Dir, so sagte die Hexe zu dem vor Angst zitternden Schmied, alsogleich eine Locke von Deinem Kraushaar ab und trag' dann dem Teufel auf, er soll sie Dir auf Deinem Amboß gerade schmieden.

Freudig that der Schmied, wie ihm aufgetragen worden.

Du, sagte er zum Teufel, indem er ihm die Locke überreichte, sei so gut und dengle mir jetzt diese geringelten Haare gerade!

Sogleich begab sich der mit den Bocksfüßen zum Amboß und machte sich an die Arbeit.

Aber wie sehr er auch drauf loshämmerte, klopfte und dengelte, die gekrausten Haare wollten nimmer gerade werden.

Da merkte endlich der dumme Teufel, daß er zum zweiten Male der Gefoppte sei und unter einem schrecklichen Wutgeheul und abscheulichen Schwefeldämpfen fuhr er — zum Schornstein hinaus.

Der Schmied aber konnte sich vor Lachen kaum mehr

auf den Füßen halten und freute sich unbändig über den gelungenen Streich.

Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten! hieß es auch in diesem Falle.

Nicht lange dauerte es, so war von dem liederlichen, durch das stete Gelingen seiner listigen Anschläge ganz übermütig gewordenen Mann zum dritten Mal alles Geld und Gut vergeudet worden und — zum dritten Male schloß er mit dem Teufel einen Vertrag!

Bin ich ihm schon zweimal entwischt, sagte er zu sich selbst, wird es mir auch das dritte Mal glücken.

Aber diesmal hatte er die Rechnung wirklich zwar nicht ohne den Wirt, aber ohne den Teufel gemacht.

Derselbe nämlich, zum dritten Male gerufen, packte den Schmied, der gerade ausnahmsweise in der Werkstätte war, sofort bei den Haaren und fuhr mit ihm direkt in die Hölle hinab; grade fand der so plötzlich Überfallene noch Zeit, seinen Schmiedehammer und die Zange mitzunehmen.

Natürlich wurde der Bösewicht in der Hölle sofort in jene Gegend verbracht, wo sich der Aufenthaltsort für die Trinker und Spieler befand.

Es war eine recht finstere Rauchkammer, einige brennende Spähne steckten an den Wänden in eisernen Ringen und erhellten notdürftig den finsteren Raum.

An großen eichenen Tischen saßen die Verdammten, rauchten, tranken Bier oder Schnaps und spielten Karten; dazu schnupften sie Brasiltabak.

Ein solches Leben, wird sich mancher Leser denken, ist ja durchaus nicht so übel, besonders für solche, welche in die Hölle gekommen sind!

Nur Geduld, es kommt gleich anders!

Für jeden Tisch war nämlich ein eigener Teufel bestellt; derselbe trug eine glühende Zange in den schwarz behaarten Händen und zwickte damit wechselsweise die seiner Obhut anvertrauten Gesellen, bald an den Armen bald an den Beinen, Ohren u. s. w., so daß diese vor Schmerz oft laut aufschrieen, ohne sich im geringsten wehren zu dürfen; geschah dieses dennoch, so eilte gleich ein Oberteufel daher und zwickte noch stärker.

Jetzt wurde der Schmied von Mitterbach hereingeführt.

Ein allgemeiner Jubel erhob sich beim Anblick des riesenhaften Mannes und von verschiedenen Seiten erscholl der Ruf: Ach, der Schmied, der Schmied von Mitterbach!

Da setz' Dich her, nein, zu uns komm!

Auch manche Prise Brasiltabak wurde ihm in eisernen Dosen angeboten.

Endlich setzte er sich an einen Tisch, wo gerade ein neues Tarockspiel begonnen wurde.

Kaum war der Schmied im besten Spiel, als er auf einmal am linken Ohre einen furchtbaren Schmerz verspürte.

Teufel, rief der Schmied, indem er von seinem Stuhle

emporschnellte, was ist denn das für ein verdammter Schmerz?

Da erblickte er hinter sich einen Teufel stehen mit einer glühenden Zange.

Bist Du's gewesen? fuhr ihn der Schmied an.

Ja! entgegnete der Gefragte ruhig.

Warum hast Du mich denn gezwickt?

Weil mir das Freude macht!

So? versetzte der Schmied, das macht Dir Freude? Nun, fuhr er fort und ergriff seinen unter dem Stuhle liegenden Hammer, mir macht das auch Freude!

Damit holte er aus und schlug den zwickenden Teufel derart auf den Kopf, daß davon ein Horn absprang und dem Getroffenen Hören und Sehen verging.

Gleich kam jetzt ein Oberteufel gesprungen und wollte dem Kollegen beistehen.

Was willst denn Du? rief der Schmied.

Helfen! erwiderte der Gefragte und hob seine Zange.

Aber der Schmied kam ihm zuvor und faßte den „Vorgesetzten“ mit der Zange derart bei der Nase, daß der Gezwickte vor Schmerz sogleich die eigene Zange fallen ließ und ein jämmerliches Geheul erhob.

Jetzt entstand unter den Teufeln eine allgemeine Bewegung und scharenweise wollten sie den bedrängten Brüdern zu Hilfe eilen.

Aber der Schmied schwang seinen Hammer so schnell und kräftig, daß die Hiebe auf die gehörnten Köpfe wie die Hagelkörner niedersausten und ein so furchtbares

Schmerzgeheul entstand, daß endlich der Ober-Oberteufel, der eben in einer weitentfernten Kammer inspizierte, aufmerksam wurde und eilends herbeikam.

Was soll denn das heißen? herrschte derselbe den neuen Ankömmling an, der mit hochgerötetem Gesicht vor ihm stand.

Was das heißen soll? versetzte der Gefragte zornig, das möchte vor allem ich wissen! Ist das auch ein Anstand, die Leute, welche ruhig beim Kartenspiel sitzen, auf einmal hinterrücks mit glühenden Zangen zu zwicken, he?

Schweig, donnerte jetzt der oberste Teufel, Du hast Dich hier einfach der Hausordnung zu fügen!

Eine schöne Hausordnung! spottete der Schmied.

Wenn's Dir nicht recht ist, kannst Du wieder gehen, polterte der dumme Gottstehunsbei heraus.

Der Schmied aber hatte kaum diese Worte gehört, als er Hammer und Zange ergriff und sich höflichst aus dem Staube machte.

Glücklich war er jetzt wieder aus der Hölle draußen, aber jetzt wohin?

Natürlich in den Himmel, dachte sich der Schmied, und sogleich machte er sich auf den Weg.

Von weitem hörte er schon die Engel schöne Lieder singen, endlich stand er vor der Himmelsthür, die aber fest verschlossen war.

Holla, aufgemacht! rief der Freche.

Da wird nicht aufgemacht! schallte es heraus.

Eine Weile unterhandelte noch der Mitterbacher,

endlich aber verlor er die Geduld und begann, die Thüre mit den Füßen einzustoßen.

Da kam Sankt Petrus selber heraus und wollte den frechen Eindringling zurückdrängen.

Der Schmied aber faßte den Himmelswächter und warf ihn kurzer Hand über die Himmelsleiter hinab.

Der Vermessene wollte nun zu Gottes Angesicht selber vordringen.

Da aber vernahm er die furchtbaren Worte: Weiche, Verworfener, und wandere in Ewigkeit! Du gehörst nicht in den Himmel, taugst nicht in die Hölle und kannst nimmer zur Erde kehren!

Da stürzte der Schmied taumelnd zurück und seitdem wandelt er nun zwischen Himmel und Erde und muß wandern in alle Ewigkeit.

XXIII.

Am Walburgistag.

Unweit der Tauber stand einst in grauen Zeiten eine stolze Burg, Schönstein geheißen.

Zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges lag dieselbe aber schon in Trümmern, nur einzelne Mauerteile und ein Stück des Bergfrieds*) ragten noch empor und wenn der Mond in stiller Nacht sein silbernes Licht drüber ergoß, so sahen die Ruinen aus, als wären sie aus blendend weißem Elfenbein geschnitzt.

Eines Abends — die Vögel verstummten schon mählich im nahen Walde — saß ein junger Hirte in der Nähe dieser Ruine und träumte still vor sich hin.

Da war's ihm auf einmal, als hörte er ein zartes Lied aus Frauenmund.

Halb freudig, halb erschreckt lauschte er eine Weile dem wunderbaren, von einer eigenen Wehmut getragenen Gesang und allüberall blickte er umher.

Doch der Jüngling konnte die Sängerin nirgends entdecken.

Traurig fast zog er endlich thalwärts, der Abendstern schwebte schon über den dunklen Wipfeln der Tannen empor.

Des andern Abends saß der Hirte wieder an dem

* Hauptturm einer mittelalterlichen Burg.

nämlichen Platze und nach einiger Zeit vernahm er wieder den Gesang.

Doch diesmal war der Jüngling glücklicher.

Auf dem Gemäuer der verfallenen Burg tauchte nämlich auf einmal die Gestalt einer Jungfrau empor.

Sie war ganz weiß gekleidet, in der Hand trug sie ein mandolinenartiges Saiteninstrument, die blonden Locken des Hauptes waren mit Veilchen durchflochten.

Die Jungfrau setzte sich nach kurzer Wanderung auf ein von Ephen umsponnenes Gestein nieder.

Nach einigen Akkorden begann sie ihren holden, von eigenem Zauber begleiteten Gesang; aber kaum hatte die geheimnisvolle Sängerin damit begonnen, als dieselbe des Hirten ansichtig wurde.

Sogleich erhob sich die Jungfrau und winkte mit freundlichem Lächeln den Jüngling zu sich heran.

Der aber wurde plötzlich von einem panischen Schrecken erfaßt und in sinnloser Angst rannte er davon.

Gleich am andern Morgen erzählte er dem greisen Ortspfarrer sein Abenteuer.

Gleich fortzulaufen, sagte dieser nach längerem Nachdenken, hättest Du wohl nicht nötig gehabt. Sollte Dir die Erscheinung allenfalls noch ein Mal begegnen, so gehe beherzt auf sie zu und frage im Namen Gottes, was ihr Begehr sei und ob Du ihr vielleicht helfen könntest.

Der Jüngling beschloß, dem Rate zu folgen.

Am andern Abend begab er sich wieder um die bewußte Zeit zur Burgruine und wartete pochenden Herzens

auf die Erscheinung; doch wie der Hirte auch wartete, nichts wollte sich weder hören noch sehen lassen.

Schon wollte er, ganz enttäuscht und in sehr trauriger Stimmung, mit seiner Herde heimwärts ziehen, als er auf einmal den Gesang vernahm und gleich darauf tauchte auch die schöne Jungfrau hinter dem Gemäuer hervor.

Diesmal hatte sie ein veilchenfarbiges Kleid an und das Haupt umschloß ein Diadem aus funkelnden Edelsteinen.

Einen Moment lang fühlte sich der Jüngling schon wieder von einem eigenen Grauen erfaßt.

Schließlich aber nahm er sich ein Herz und ging geraden Wegs der wunderbaren Erscheinung entgegen.

Dieselbe schien förmlich auf den Nahenden zu warten, ruhig, in aufrechter Haltung, stand die Jungfrau da, ein holdes Lächeln der Freude lag über ihrem schönen Antlitz ausgebreitet.

Und wunderbar: je näher ihr der junge Hirte kam, desto mehr wich aus dessen Brust jede Bangigkeit.

Als er nur mehr wenige Schritte von ihr entfernt war, that der Jüngling, wie ihm der alte Priester geheißen hatte.

Im Namen des dreieinigen Gottes, sprach er mit ziemlich lauter Stimme, frag' ich Dich, was Dein Begehr ist und ob ich Dir helfen kann?

Ja, Du kannst mir helfen, ließ sich die Jungfrau mit überaus sanfter Stimme vernehmen, weil Du, wie

ich weiß, ein braver, unschuldiger Jüngling bist! Nur ein solcher kann meine Rettung wagen!

Komm am Abend des **Walburgistages** wieder, fuhr sie nach einer kleinen Weile fort, während welcher der Hirte keinen Blick von ihr abwandte, und erlöse mich!

Ich bin nämlich hieher verbannt, den Burgschatz so lange zu hüten, bis mir ein unverdorbener, unschuldsvoller, dabei aber heldenmütiger Jüngling naht und mir, während ich diesen Schatz hüte, dies Schlüsslein hier an goldner Kette vom Halse nimmt.

Rette mich, fuhr die Jungfrau in flehendem Tone fort, aber laß Deine Herde zurück und werde durch kein Schrecknis, das Dich bedroht, von dieser edlen That abgehalten, sondern unbeirrt mußt Du auf mich an jenem Abend zuschreiten und den Schlüssel mir vom Halse nehmen.

So sprach die Jungfrau mit flehender Stimme, dann war sie verschwunden.

Anfangs wußte der Hirte kaum, wie ihm geschehen; als ein schöner Traum erschien ihm alles. Er blieb noch eine Weile sinnend stehen, bis die Sonne ganz versunken war und der Abendhimmel wie vom flüssigen Golde überzogen schien; dann trieb der Jüngling seine Tiere langsam heimwärts.

Als die Zeit des Walburgistags nahte, fragte der Hirte wieder den greisen Pfarrer um Rat.

Auf alle Fälle mußt Du hingehen! erwiderte dieser;

im festen Glauben auf Gottes Beistand kann Dir nichts schlimmes zustoßen und einem braven Burschen wie Dir, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, würde Zaghaftigkeit und Feigheit in diesem Falle gar übel anstehen. Bedenke auch den Lohn, welcher Dir, im Falle Du die gebannte Jungfrau erlösest, in sicherer Aussicht steht.

So begab sich denn der junge Hirte an dem bezeichneten Tage voll festen Gottvertrauens und in mutigster Stimmung zur Burgruine, fest entschlossen, allen Gefahren und Schrecknissen, die an ihn herantreten würden, auf das tapferste zu wiederstehen.

Schon ehe er zu dem bezeichneten Orte gelangte, begegneten ihm mancherlei Erscheinungen.

Ein ungewöhnlich großer Geier kreiste unter gewaltigem Flügelschlagen und Kreischen bald über, bald vor dem Hirten, ein Wolf mit funkelnden Augen und grimmig die Zähne fletschend, lief über den Weg und eine grüne Schlange züngelte aus dem nächsten Gebüsche hervor.

Der Hirte aber machte sich aus all diesen Schreckensbildern nichts, sondern hatte die zuversichtliche Hoffnung, die arme Jungfrau zu erlösen.

Jetzt erblickte er sie selber; aber, o Schrecken! Zwei greuliche Schlangen hatten ihren ganzen Leib umschlungen, ebenso die goldene Kette, an welcher der Schlüssel hing!

Schon wollte der Jüngling die Flucht ergreifen, als der Gedanke an die edle That, welche er vorhatte, ihm wieder neuen Mut verlieh; auch sah die unglückliche

Jungfrau mit solchen flehenden Blicken auf ihn, daß er ein steinernes Herz hätte haben müssen, wenn er nicht neuerdings den Versuch zu ihrer Befreiung hätte wagen sollen

Beherzt also ging er auf das abscheuliche Gewürm los, ein mutiger Griff und —

Doch im selben Augenblicke fuhren die Schlangen mit weit geöffneten Rachen auf ihn los und der Hirte taumelte in bleichem Entsetzen zurück.

Da stieß die Jungfrau einen Mark und Bein erschütternden Schrei aus und sogleich waren die Schlangen mitsammt dem goldenen Schlüssel verschwunden.

Weinend sank die Enttäuschte auf einen der umherliegenden Mauersteine nieder und klagte: ach, jetzt ist alles verloren! Hättest Du beherzt nach dem Schlüssel gegriffen, so wäre ich erlöst und Du wärst der reichste Mann im ganzen Lande geworden.

Dann hob sie eine Eichel vom Boden auf, trat sie mit dem Fuß in die Erde und sprach: aus dieser Frucht wird eine mächtige Eiche entstehen, aus ihrem Stamm wird man Bretter schneiden, aus diesen eine Wiege zimmern; wächst das Knäblein, das in diese Wiege gelegt wird, zu einem unschuldsvollen Jüngling heran, so wird mich derselbe erlösen.

Als die Jungfrau diese Worte gesprochen hatte, verschwand sie auf einmal in einer Nebelwolke und nie wieder hat sie der trostlose Hirte gesehen.

XXIV.

Der Fluch des Zigeunermädchens.

Vor langer Zeit wurde einst in der fürstbischöflichen Stadt Würzburg eine Diebsbande aufgegriffen, darunter befanden sich auch etliche Zigeuner und Zigeunerinnen.

Von diesen letzeren zeichnete sich ein noch junges Mädchen durch eine ganz außerordentliche Schönheit aus.

Ihr langes, rabenschwarzes Haar fiel in schweren Flechten über den gebräunten Hals und Nacken, um welch ersteren eine Korallenschnur geschlungen war, dunkle, leuchtende Augen strahlten aus dem leicht geröteten Antlitz; Brust und Arme waren von einem feinen, gestickten Hemd bekleidet, um die Hüften trug sie ein feuerrotes Tuch geschlungen, dessen Farbe sich von dem schwarzen Rocke noch greller abhob.

Dieses Mädchen wurde nun auch mit den anderen Gefangenen zum Prangerstehen verurteilt, vorher aber sollte es vom Büttel zwölf Rutenstreiche auf den entblößten Rücken erhalten.

Als Zara — so hieß die junge Zigeunerin — die abscheuliche Prozedur an den anderen Leidensgefährten, die vor ihr an die Reihe kamen, vollziehen sah, geriet sie in eine furchtbare Aufregung, zerraufte mit den ring-geschmückten Fingern ihr schwarzes, seidenes Haar, kniete nieder, sprach in unverständlichen Worten Gebete und blickte bald hilfeflehend gegen den Himmel, bald war sie

wieder von rasender Wut erfaßt und ihre Augen schossen Zornesflammen.

Jetzt sollte das Mädchen wirklich an die Reihe kommen und der Henker streckte seine rohen Arme nach ihm aus.

Zara aber wehrte sich gegen die in Aussicht stehende Schändung ihrer Ehre wie eine Verzweifelte und der Henker vermochte sie nicht zu bändigen.

Da trat ein junger Bürger aus der umstehenden Menge hervor und indem er einen mitleidsvollen Blick auf das unglückliche Mädchen richtete, erbot sich der edle Jüngling in hochherziger Selbstverleugnung, statt der Verurteilten die Rückenstreiche empfangen zu wollen.

Der rohe Henker aber weigerte sich entschieden, einen derartigen Tausch, der übrigens von Rechtswegen gestattet war, einzugehen und legte neuerdings Hand an das Zigeunermädchen; dieses aber sah mit dankbaren, bewundernden Blicken auf den gutherzigen Jüngling und ihr Widerstand gegen den hartherzigen Peiniger schien zu erlahmen.

Im selben Augenblick aber, als der Henker zum ersten Hiebe ausholen wollte, sprach Zara in fremden Worten eine Verwünschung aus und der Scherge stürzte, vom Schlage gerührt, mit gelähmtem Arme zu Boden. Das Zigeunermädchen aber verschwand im nämlichen Momente und nie mehr ward sie von Menschen erblickt.

XXV.

Der verzauberte Hase.

Der Jäger Jeremias Pulverschein war ein äußerst leidenschaftlicher Mann; bei nur ganz geringem Anlasse, bei welchem ein vernünftiger Mensch es nicht der Mühe wert gehalten hätte, nur einen Finger zu biegen, geriet er in eine furchtbare Erregung, wechselte die Farbe, wurde bald blaß, bald rot, stampfte mit den Füßen, kurz that alles, was ein Mensch, der sich nicht zu beherrschen vermag, in solchen Verhältnissen zu thun für gut befindet.

Am tollsten trieb es Jeremias Pulverschein auf der Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war.

Ereignete es sich daselbst, daß ihm eine Kugel ihr Ziel verfehlte, so zitterte er vor Zorn und dabei erging er sich, was das allerschlimmste war, in so wilden Flüchen, daß es jedem ehrlichen Christenmenschen geradezu ein Greuel war.

Gib acht, sagte der Haberbauer Steffel zu seinem Knechte, als die beiden eines Tages den Jeremias Pulverschein im nahen Walde wieder einmal schrecklich fluchen hörten, mit dem Jäger nimmt's kein natürliches Ende!

Ja, entgegnete der Knecht, indem er aus seiner hölzernen Dose langsam eine Prise Tabak entnahm, mir kommt es bald auch so vor.

Einmal ging es schon gegen Abend, das scheidende

Sonnenlicht wob um die Bäume bereits goldene Schleier, — als Jeremias Pulverschein noch immer nichts „getroffen“ hatte.

Er fluchte schrecklich.

Plötzlich zeigte sich ihm in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten auf einem saftig grünen Krautacker ein Hase.

Meister Lampe machte eben ein Männlein.

Bomben und Granaten, Blitz, Donner und Hagel! rief Jeremias und er riß die Flinte an die rechte Wange, Du verdammtes Löffeltier, warte nur, Dir werd' ich gleich den Pelz verbrennen!

Es blitzte und knallte, der Hase schlug einen Purzelbaum und durch den Pulverrauch hindurch eilte der glückliche Jäger zu dem vermeintlich tötlich getroffenen Lampe.

Doch, was war das?

Keine Spur von einem Hasen!

Jeremias Pulverschein griff sich mit den vor Aufregung zitternden Fingern an die Stirne, nicht wissend, ob er wache oder träume.

Wo um alles in der Welt war denn der Hase hingekommen? Kein Härchen war davon zu sehen!

Jetzt aber fing der Jäger zu fluchen an, daß es geradezu schrecklich war.

Lieber sollte ihn, so rief der Gottlose, der höllische Feind holen, als daß er ohne irgend ein Wildpret und sei es auch nur ein erbärmliches Häslein, nach Hause kehre.

Und wieder schritt er, das Gewehr aufs neue ladend, vorwärts.

Da! — 's war keine Täuschung! — saß am Waldessaume wieder der nämliche Hase, Männchen machend, und mit den Vorderpfoten hin- und herschlenkernd, als wollte er sich über den Schützen lustig machen.

Außer sich vor Zorn, legte Pulverschein wieder an und der Schuß krachte, daß ihn das Echo wohl ein halbes Dutzend mal wiederholte.

Verwünschter Lampe, rief der Jäger, hab' ich Dich einmal?

Der Hase nämlich hatte wieder, wie vorhin, ein förmliches Rad geschlagen, jetzt lag er wohl sicher im Pfeffer!

Eilenden Laufes begab sich Jeremias zu dem vermeintlich erlegten Wildbret, doch — Blendwerk der Hölle! — wieder war von dem Hasen keine Spur mehr zu sehen.

Jetzt aber schleuderte der wilde Jäger seine Flinte unter gräßlichen Flüchen zur Erde und gab sich den Ausbrüchen einer gerade wahnsinnigen Wut hin, mehr als einmal rief er den Teufel herbei.

Auf einmal fühlte sich Pulverschein an der Schulter berührt; trotz seiner Erregung zuckte er zusammen und sah nur halb nach rückwärts.

Da erblickte er einen großen, hageren und ganz schwarz gekleideten Mann, auf dem gleichfarbigen Hute trug er eine feuerrote Feder.

Nur den Mut nicht verlieren! tröstete der Unbekannte den verzweifelten Jäger, nur den Mut nicht verlieren!

Dabei aber verzerrte sich der Mund zu einem höhnischen Lächeln.

Alle guten Dinge sind drei! fuhr der Schwarze fort, probier' doch noch einmal Weidmanns Heil!

Der Jäger schaute in dumpfer Betäubung vor sich hin, da auf einmal, kaum zwanzig Schritte entfernt, saß wieder der Hase vor ihm, grade wie vorher sein Männchen machend und mit den vorderen Läufen spielend.

Alle Teufel! schrie Jeremias Pulverschein und seine Augen sprühten Zornesflammen, jetzt sollst Du mir nimmer entwischen oder die Hölle mag mich auf der Stelle verschlingen!

Ein Schuß krachte, donnernd gab ihn das Echo zurück, statt des Hasen stand aber jetzt, o Schrecken, der leibhaftige Gottseibeinus in feuerrotem Gewande vor dem Jäger und rief ihm unter höhnischem Lachen entgegen: Topp, die Wette soll gelten!

Kaum hatte der unheimliche Geselle dieses gesprochen, als unter Jeremias Pulverschein der Boden zu versinken begann, tiefer, immer tiefer zog's ihn hinab — ein gellender Hilfeschrei, dann ein triumphierendes Lachen, der Jäger war verschwunden und das gottlose Fluchen hatte sein Ende gefunden.

XXVI.

Das dankbare Klagmutterl.*)

An der Hausthüre eines ehrsamen Schusters zu Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz klopfte an einem recht unfreundlichen Winterabend — es ging dem heiligen Dreikönigstage zu — eine kleine, in graues, moosfarbiges Gewand gehüllte Frau.

Macht auf, um Gottes Barmherzigkeit willen macht auf! wisperte es draußen mit ängstlicher Stimme.

Der Schuster nahm die qualmende Öllampe vom Tische, ging zur Stube auf den Hausflur hinaus, schob von der Thüre den Riegel zurück und öffnete.

Da huschte das kleine, seltsame Wesen herein.

O je, ein Klagmutterl! rief der Schuster, da schau, Weib, jetzt kannst Du Dir einmal ein solches genau betrachten!

Schließ nur zu, schließ nur zu! bat das Weiblein, die hellen Thränen liefen ihr über die grauen Wangen hernieder.

Der Schuster schob schnell wieder den Riegel vor, dann gingen die beiden in die Stube hinein, auf deren Schwelle die Frau des Meisters Knieriem stand und sich

* So werden in der Oberpfalz die Waldfräulein (Waldweiblein, Holzfräulein) in manchen Gegenden genannt, weil sie wegen der beständigen Gefahr, welche ihnen von ihren grimmigen Verfolgern, den Holzhetzern, — wilde Jagd — droht, in steter Angst leben, zaghaft und trübselig sind. Vgl. „Bavaria", Band II, S. 238 u. s. f., auch die Erzählung „Das Holzfräulein."

das Weibchen, welches dem Manne Schritt für Schritt nachtrippelte, genauer besah.

Seltsam genug sah freilich das kleine Geschöpf aus. Es war kaum drei Schuh hoch und ganz grau, Kleidung, Gesicht, Hände und Haar; das letztere glich dem Moose, wie man's oft in langen Strähnen von kranken Waldbäumen niederhangen sieht.

Der Eindruck indes, welchen das Weiblein machte, war durchaus kein unheimlicher und widerwärtiger, im Gegenteil fühlte man sich zu dem kleinen, scheinbar hilflosen Wesen hingezogen, ja man mochte es fast liebgewinnen.

Hast wieder Angst vor den Holzhetzern, arm's Klagmutterl? fragte der Schuster teilnehmend.

Ach ja, erwiderte die Gefragte mit einer leisen und dünnen Stimme, heuer sind sie wieder so wild und grausam, vorgestern haben sie über zwanzig von uns in der Luft zerrissen.

Aufs neue fing das kleine Geschöpf zu weinen an, daß es zum Erbarmen war.

Da soll ja doch gleich das höllische . . . . wollte der Schuster eben rufen und mit der geballten Hand auf die Tischplatte schlagen, aber das Klagmutterl bat flehentlich, ja nicht zu fluchen, sonst müßte sie gleich wieder fort in den finsteren Wald hinaus und das wäre ihr sicherer Tod.

Hört ihr's, rief sie, am ganzen Körperchen erzitternd,

hört ihr's? Da geht das wilde Gejage eben überm Haus vorbei.

In der That brauste unter entsetzlichem Lärmen, Schreien und Pfeifen, Rasseln, Klirren und Schnauben die wilde Jagd vorüber, der Schuster und die Schusterin bekreuzten sich, das Klagmutterl aber verkroch sich unterm Tisch, wo sogleich die Hauskatze schnurrend herankam und den Gast freundlich bewillkommte.

Erst nach einer Viertelstunde getraute sich das Weiblein wieder hervorzukommen und an den Tisch zu setzen.

Die Schustersfrau aber setzte auf Geheiß des Mannes einiges Essen vor, dazu ein Krüglein Wein.

Der Gast nahm dankend ein Stückchen Brot und einen Löffel Gemüs, Fleisch und Wein wies es schaudernd zurück.

Von jenem Abend an kam das Klagmutterl pünktlich jeden Tag nach Sonnenuntergang und half den Schustersleuten bei der Arbeit und zwar so fleißig und gewissenhaft, daß es für zwei Dirnen arbeitete.

Es putzte und scheuerte, wusch und kochte und nie nahm es zum Entgelt für diese Arbeiten, welche oft bis spät in die Nacht hineindauerten, etwas anderes zum Lohne als ein Stücklein Brod und einen Löffel voll Gemüs in einem irdenen Geschirr, was man beides ihm vor das Fenster legen mußte. Vor seinem Weggehen, das stets vor Mitternacht erfolgte, wurde dann stets der kleine Imbiß verzehrt.

So ging dies das ganze Jahr über fort, die

beiden Schustersleute glaubten nicht anders, als es wäre mit dem Klagmutterl ein guter Geist in ihr Haus eingekehrt und fühlten sich überglücklich.

Da nahte aber das Verhängnis.

Als nämlich Weihnachten vor der Thüre stand, sprach der Schuster zu seinem Weibe: Wie wär's, denn Frau, wenn wir unserm lieben, guten Klagmutterl ein kleines Geschenk machten? Die Last des Dankes drückt so gewaltig auf mir, daß ichs schier nimmer aushalten kann.

Ja, erwiderte die Frau, da sprichst Du mir ganz aus der Seele!

Wie wär's denn, wenn Du ihm ein neues Röcklein machtest?

Ganz recht, versetzte des Schusters Ehehälfte, ein neues Röcklein, mein' ich, wär' dem Klagmutterl recht notwendig, sein graues Gewand sieht gar so armselig und abgetragen aus.

Gesagt, gethan!

Als der heilige Abend kam, hatten die guten Schustersleute ein kleines Christbäumchen geziert mit vergoldeten und versilberten Nüssen, auch rotwangigen Äpfeln und einigen Lebküchlein behangen; daneben lag, schön zusammengelegt, das Röcklein.

Wie sonst zur bestimmten Zeit erschien das Klagmutterl und machte sich gleich an die Arbeit.

Mitten drin wurde es in die gute Stube gerufen, die von den angezündeten Kerzen des Christbäumchens in hellem Glanze erstrahlte.

Da schau her, gutes Mutterl, rief der Schuster freudig, wir haben Dir eine kleine Freude bereiten wollen, nimm hier dies Röckchen, wir sind Dir ja so-vielen Dank . . . . . .

Der gute Mann hatte noch nicht ausgesprochen, als das Weiblein mit einem Schmerzensruf nach der Stelle des Herzens griff, als ob's ihr da drinnen auf einmal recht wehe thäte.

Ach Gott, rief das Klagmutterl im Tone des tiefsten Leides, jetzt hab ich meinen Lohn!

Kaum hatte es diese kläglichen Worte gesprochen, als es so schnell wie ein Hauch aus dem Munde verschwand.

Nie mehr ließ es sich im Hause der Schustersleute sehen, diese aber weinten bis zu ihrem Lebensende bittere Thränen, so oft sie des Klagmutterls gedachten und das geschah öfters, als es ihnen selber lieb sein konnte.

XXVII.

Sonntagskinder.

Menschen, die an einem Sonntage zur Welt kommen, lächelt das Glück vor allen anderen, aber meist sind dieselben entweder zu unachtsam, um von dieser bevorzugten Stellung Gebrauch zu machen oder, was noch häufiger ist, zu einfältig, um die Goldkörner, die ihnen das Glück auf den Weg streut, aufzufinden.

So diente bei einem braven Bürger eine Magd, die war ein Sonntagskind, aber trotz dieser Eigenschaft verscherzte sie wegen ihrer Dummheit nicht selten die schönsten Gelegenheiten.

Eines Abends fand diese Magd auf der Stiege drei große Brotlaibe; sie wollte einen derselben heben, aber der war so schwer, daß sie ihn kaum tragen konnte.

Potztausend! sagte sie, das muß ich meiner Herrschaft sagen!

Sie eilte spornstreichs in die Stube, wo die fleißige Hausfrau grade am Spinnrocken saß, während der brave Vater den Kindern eine schöne Geschichte aus der Bibel vorlas.

Frau, sagte Ursula — so hieß die Magd — fast atemlos, auf der Stiege liegen drei große Brotlaibe, von denen ist ein jeder so schwer, daß ich ihn schier nicht heben konnte.

Da steckt gewiß ein Zauber dahinter, sprach der Bürger, denn heute ist die Walburgisnacht.

Er nahm ein Licht und sah mit der Magd auf der bezeichneten Treppenstufe nach, — aber da war von Brotlaiben nichts mehr zu sehen.

Da sind sie gelegen! versicherte Ursula, bei meiner . . .

Schweig! unterbrach der Herr unmutig ihre Beteuerungen, wärst Du nicht von der Stelle gegangen, sondern hättest gleich zugegriffen, so würdest Du vielleicht Dein Glück gemacht haben!

Der Herr hatte recht, denn die drei Laibe rührten von einem vergrabenen Schatze her und waren inwendig mit lauter Dukaten gefüllt gewesen.

Ein anderes Mal sah Ursula eines Abends auf dem Herde einen ganzen Haufen rot und gelb funkelnder Edelsteine liegen, hielt aber dieselben in ihrer Dummheit für Bohnen, Erbsen und Linsen und beklagte sich bei der Frau, daß man ihr den schön geputzten Herd mit lauter solchem Zeug vollgeschüttet habe.

Die Frau ahnte gleich wieder irgend etwas außergewöhnliches, da sie natürlich von dem „Zeug", wie die Magd sich äußerte, kein Sterbenswörtchen wußte.

Sie eilt in die Küche zum Herde, die Magd geschäftig hinterdrein.

Auf dem blankgeputzten Herde lag aber kein Stäubchen mehr, — wieder einmal hatte das einfältige Sonntagskind das Glück an sich vorübergehen lassen!

Der Hausvater war über diese neuerdings erwiesene

Dummheit Ursulas sehr erbost und er schärfte ihr mit allem Nachdruck ein, im Falle, daß sie wieder „solches Zeug" fände, nicht erst anzufragen oder von ihrem Funde Mitteilung zu machen, sondern sofort zuzugreifen.

Eines Abends — kurz vor dem Johannistag — hatte Ursula aus dem Garten noch einige Pflanzen und Suppenkräuter heraufzuholen. Es war eine wunderschöne Nacht, die Sterne funkelten hell und rein herunter und Johanniskäferchen, gleich als wären es vom Himmel gefallene Funken, flogen bald da, bald dort umher und glänzten wie feurige Rubinen.

Als das Sonntagskind den Garten eben verlassen wollte, sah sie dicht vor ihr eine Masse „Glassplitter" liegen, gewiß waren es ihrer viele Tausende.

Wo kommen denn die her? dachte sich die dumme Ursula.

Aber eingedenk der Mahnung ihrer Herrschaft, sofort „zuzugreifen", wenn sie etwas seltsames finde, hob sie einige dieser „Glassplitter" vom Boden auf und steckte sie in ihre Kleidertasche.

Wo bleibst Du denn so lange? fragte die Frau, als die Magd endlich wieder in die Küche trat.

Ich wär' schon lange da, erwiderte die Gefragte, aber weil mir der Herr gesagt hat, ich solle alles aufheben, was ich seltsames auf dem Boden liegen finde, bin ich nicht eher fortgekommen.

Was hast Du denn gefunden?

Ein paar Glassplitter, 's ist nicht der Mühe wert! Es liegen ihrer eine ganze Menge unten im Garten, wenigstens drei große Getreidesäcke voll!

Laß einmal sehen! sagte die Frau.

Ursula übergab die „Glassplitter" ihrer Herrin; es waren blitzende Diamanten.

Da, sieh einmal, bemerkte die Hausfrau zu dem eben eintretenden Gatten, was unsere Ursula wieder einmal gefunden hat.

Herr des Himmels! rief dieser in freudiger Überraschung, das sind ja äußerst kostbare Diamanten! Aber bloß zwei, Ursula, hast Du nicht mehr mitgenommen?

Mehr? fragte diese und machte dabei ein recht einfältiges Gesicht.

Wo hast Du denn die andern?

Die liegen noch im Garten unten!

Mit einem Satze war der Hausherr aus der Küche und noch ein paar solche Sätze genügten, um ihn flugs in den Garten hinabzuführen und zwar zu der Stelle, welche die Magd bezeichnet hatte.

Aber da war kein einziges Splitterchen mehr zu sehen, alles schien wie weggeblasen!

Voller Mißmut begab sich der Herr des Hauses wieder in die Wohnung zurück.

Ach, Ursula, sagte er, in die Küche tretend, Du bist zwar ein Sonntagskind, aber Verstand besitzest Du gar keinen!

Dafür kann ich nichts, sagte die Ursula und stolperte dabei über ein Wasserschaff, das sie eben vorher mitten auf den Küchenboden niedergesetzt hatte.

Von diesem Augenblicke an hat aber das einfältige Sonntagskind nichts mehr gefunden.

XXVIII.

Auf dem Heimweg.

Beim Kirchweihfest in Blomhofen war es kreuzfidel hergegangen! Gegessen und getrunken wurde nach Leibeskräften und getanzt wurde auch, daß alles nur so im Kreise herumwirbelte.

Erst gen Mitternacht trennte man sich und die Musikanten, die aufgespielt hatten, steckten ihre Flöten und Geigen in die abgegriffenen Überzüge und Futterale, dazu aber auch manchen harten Thaler in das sonst nur mit Kupfer gefüllte Lederbeutelchen.

Auch der Geiger Eusebius Saitenspringer zog heimwärts, noch ganz berauscht von den gehabten Freuden und Genüssen. Sein Weg führte ihn durch einen großen, finsteren Wald, — huh, war's da schauerlich!

Sonst wäre Eusebius durch diesen Wald nie und nimmer gewandelt, aber heute entwickelte der Geiger eine ganz ungewöhnliche Tapferkeit, — freilich hatte er auch zuguterletzt noch eine ganze Flasche Wein getrunken.

Wie nun Eusebius Saitenspringer so dahin marschierte — hie und da stolperte er über eine Baumwurzel oder er rumpelte gleich gar an eine Tanne an, daß seine Geige im Kasten klirrte, — sah er auf einmal durch die Bäume helle Lichter schimmern und als er näher kam, erblickte der Geiger auf einer Waldwiese ein schönes, großes Wirtshaus mit dem Wirtshausstern über der Eingangs-

thüre. Lautes Lärmen und Schreien scholl heraus und dem Musikanten wurde ganz eigen ums Herz.

Auch fühlte er schon wieder Durst, kurz entschlossen trat also Eusebius Saitenspringer ein.

Da waren in einem schön verzierten Saale eine Menge vornehm gekleideter Herren und Damen zu lustigem Tanze mitsamen vereinigt, doch seltsamer Weise kamen dem Musikanten all diese Menschen so fremd und absonderlich vor, als stammten sie aus einer ganz anderen Zeit und einer andern Welt.

Die Herren trugen gepudertes Haar, sammtene Gehröcke, geblümte Westen, seidene Kniehosen und Strümpfe, an den Füßen feine Schuhe mit silbernen Schnallen, die Damen gewaltige Reifröcke, lange Schneppentaille, turmhohen Kopfputz und auf den geschminkten Wangen Schönheitspflästerchen.

Lauter Jubel empfing den eintretenden Eusebius Saitenspringer. Das ist recht, das ist herrlich, rief es bunt durcheinander, ein Musikant, ein Musikant!

Spiel' uns nur recht schön und lustig auf, sprach eine noch junge Dame zu dem Geiger in schmeichelndem Tone, indem sie ihn mit ihrem elfenbeinernen Fächer leicht über die Schulter schlug, an klingendem Lohne soll's Dir nicht fehlen!

Da setzte sich der Geiger in einen seltsam geformten, weichgepolsterten Stuhl und spielte und spielte und all die Herren und Damen tanzten und tanzten . . . . . .

Auf einmal ertönte aus der Ferne ein Glöcklein, das zum Frühgebet läutete.

Da erhob sich ein trauriges Seufzen, wie wenn der Herbstwind über einen Friedhof striche, von den Herren und Damen legte ein jedes beim Vorüberhuschen an dem Geiger in dessen Hut ein blinkendes Goldstück, dann erblaßten und verschwanden sie wie Nebelrauch.

Eusebius Saitenspringer rieb sich eine Weile die Augen, als erwachte er eben aus einem gar seltsamen Traume; er blickte umher.

Aber wo befand er sich denn?

Dicht vor dem Hochgerichte, an dessen drei Galgen ebensoviele, vor wenigen Tagen Gehenkte schwebten, mit deren dünnen Kleidern der frische Morgenwind sein Spiel trieb.

Im Hut aber befanden sich statt der blinkenden Goldstücke lauter Glasscherben.

Seitdem ist der Geiger Eusebius Saitenspringer des Nachts nie mehr durch einen Wald gegangen und noch viel weniger hat er zu solcher Zeit ein darin befindliches Wirtshaus besucht.

XXIX.

Die Lämpchenträgerin.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließ sich in der Nähe von Reichenhall auf einer Wiese eine ganz kleine Frau in schwarzem Gewande sehen und zwar meistens bei Nacht; ihr Gesicht war von einem schwarzen Hute, der ihr auch tief in den Nacken fiel, fast ganz verdeckt.

Die Leute nannten die seltsame Erscheinung allwegs das Weidwiesenweiblein. In einer seiner kleinen Hände trug es ein irdenes Lämpchen, damit leuchtete es nicht selten denjenigen, welche in stockfinsterer Nacht vom Wege abirrten und sich nimmer zurecht finden konnten.

Man sah aber niemals, woher das Weiblein kam, sondern auf einmal stand es einem zur Seite und ging stillschweigend mit, immer den Weg mit seinem Lämpchen beleuchtend; fragen oder überhaupt sprechen konnte man mit dem kleinen Geschöpfe soviel man wollte, es gab keinen Laut von sich.

Im Ganzen war es eine treue und zuverlässige Wegweiserin, doch kam es auch hie und da vor, daß es die Leute unversehens in ganz entlegene Gegenden führte, wo jene noch nie im Leben gewesen waren und sie dann stehen ließ. Alles Rufen und Schreien war dann vergeblich, das Weidwiesenweiblein ging ruhig mit seinem Lämpchen von dannen und war auf einmal verschwunden.

Merkwürdig aber war, daß die Menschen vor diesem

schwarzen Weiblein durchaus keine Furcht empfanden, sondern sein Erscheinen als etwas selbstverständliches betrachteten, grade als wenn auf einmal ein Johanniskäferchen hinter einem Strauche leuchtend emporflog oder ein Sternlein durch die Wolken guckte. Deswegen fiel es auch Keinem ein, sich jemals für die geleistete Hilfe bei der Wegweiserin zu bedanken.

Eines Abends, als es schon ganz finster war, hatte ein Fuhrmann das Unglück, daß ihm ein Rad an dem schweren Lastwagen brach und der Pferdelenker befand sich in der größten Verlegenheit, da es so dunkel war, daß man die Hand nicht vor dem Gesichte sehen konnte.

Auf einmal stand das Weidwiesenweiblein mit ihrem irdenen Öllämpchen vor dem Fuhrmann und leuchtete demselben so lange, bis er mit Hilfe der Wagenwinde das Rad, von welchem nur einige Speichen aus den Fugen gegangen waren, wieder eingerichtet hatte.

Tausend Dank! rief der Fuhrmann erfreut, sich zu dem schwarzen Weiblein wendend.

Da rief dieses ganz entzückt, als ob es von schwerer Pein wäre erlöst worden: Ach, ich hätte an einem Dank schon genug gehabt! Jetzt sieht mich Niemand mehr!

Mit diesen Worten war das Weidwiesenweiblein verschwunden, kein sterbliches Auge hat es je mehr geschaut.

XXX.

Der goldene Fuchs.

In einem Orte, Namens Rothenbühl in Mittelfranken, nicht weit von Ebermannstadt, lebte einst eine zahlreiche, recht brave Familie, doch herrschte bei ihr meist große Not, weil der Vater mit dem besten Willen oft nicht imstande war, aus den paar Grundstücken, die er sein eigen nannte, soviel Gewinn herauszuschlagen, um damit eine Familie von zehn Köpfen versorgen zu können.

Bei alledem herrschte aber bei diesen braven Leuten keineswegs Unfrieden oder Mißmut, sondern des Morgens, des Mittags und Abends wurde stets in gleich frommer Weise gebetet, ob nun viel oder wenig oder — was auch nicht selten vorkam — gar kein Brot auf dem Tische war.

Nur nicht verzagen, meine Lieben, sprach in solchen Fällen der Vater, wenngleich das Herz ihm drinnen in der Brust dabei gar wehe that, nur nicht verzagen! Morgen geh' ich in die Stadt, da werd' ich schon wieder ein bischen Geld für den Wagen voller Krautköpfe lösen und dann gibt es wieder Brot auf lange Zeit!

Und Frau und Kinder gingen dann getröstet zu Bette und träumten von besseren Zeiten.

Auch der Vater hatte da eines Nachts einen Traum.

Bekümmert, so träumte es ihm, saß er bei der alten, zerfallenen Kapelle draußen und wußte wieder einmal

nicht, woher er für seine hungernden Kinder Brot nehmen sollte.

Da trat auf einmal ein Mann in schneeweißem Gewande auf ihn zu; ein eigener Lichtkranz umstrahlte ihn und aus den milden, unsagbar milden Augen leuchtete eine Welt voll Liebe und Erbarmen.

Der Mann legte die Hand sanft auf die Schulter des Betrübten.

Geh nach Regensburg, sagte derselbe, und begieb Dich, dort angelangt, alsogleich auf die große Steinbrücke, — dort wird Dir das Glück begegnen!

Auf das hin verschwand die glänzende Erscheinung und der bekümmerte Schläfer erwachte.

Bevor derselbe in aller Frühe zur Arbeit ging, erzählte der Mann den seltsamen Traum seinem Weibe.

Dieses aber lächelte ungläubig; auf Träume dürfe man sich nie und nimmer verlassen. Zudem den weiten Weg bis nach Regensburg! Wo liege denn eigentlich diese Stadt?

Der Mann wußte darauf nur zu erwidern, daß dieselbe seines Wissens an dem großen Donaustrom gelegen sei, dann ging er, der Anschauung seines Weibes beipflichtend, aufs Feld hinaus zur Arbeit.

In der folgenden Nacht aber hatte er wieder das nämliche Traumgesicht.

Wieder trat die glänzende Erscheinung vor ihn und ermahnte in ernsten Worten, ihrer Aufforderung schleunigst zu gehorchen.

Jetzt aber faßte der Mann, kaum daß die ersten Strahlen der Morgensonne die Erde begrüßten, den festen Entschluß, nach der bezeichneten Stadt zu wandern und auch sein Weib bestärkte ihn jetzt in dem Entschlusse.

Er nahm also seinen kleinen geflickten Reiseranzen nebst dem breitkrämpigen Hute vom Nagel, ergriff den kräftigen Gehstock, dann verabschiedete er sich von Weib und Kind und trat voll Gottvertrauens den weiten Marsch nach Regensburg an.

Betet für mich, auf Wiedersehen! rief er seinen Lieben noch von der Straße aus zu, dann verschwand er bald hinter dem nächsten Waldvorsprung.

Eine lange, mühselige Reise war es, welche der Mann unternommen hatte; mehrmals wandelte ihn, wie es ja nicht anders sein konnte, während des langen Marsches, der über Berge und Thäler, durch finstere Wälder und Schluchten führte, große Mutlosigkeit an.

Doch immer und immer wieder ermannte er sich und ergriff, so müde er auch war, den Wanderstab.

Am Morgen des vierten Tages endlich sah er die Stadt Regensburg vor sich liegen.

Im vollen Morgenglanze erstrahlte die altehrwürdige Reichsstadt und unser Wanderer war von ihrem Anblick freudig betroffen.

In dieser Stadt also sollte ihm das Glück begegnen!

Alsbald begab er sich auf die große, steinerne Brücke, die er bereits aus der Ferne von einer Anhöhe aus erblickt hatte und lehnte sich daselbst in der Nähe des

mittleren Turmes, der in jener Zeit noch vorhanden war, an das steinerne Geländer, sah bald hinunter auf den Strom, dessen bläulich grüne Fluten sich gar eilig durch die engen Joche drängten und betrachtete so manches reichbeladene Schiff, das stolz auf dem Rücken der Donau daherschwamm, bald auch wieder sah er dem gewaltigen Verkehre zu, der sich auf der Brücke abspielte.

Da wanderten beständig Menschen jeden Alters und Standes an dem staunenden Rothenbühler vorüber, Bürger und Bürgersfrauen, Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Gerichtspersonen, Landsknechte, Arme und Reiche, Gesunde und Kranke; dann kamen wieder Pferde und Wagen, Herden von Gänsen und Schafen, — das war ein immerwährender Wechsel, ein immerwährendes Hasten und Treiben und da sollte dem Fremdling aus Franken das Glück begegnen?

Wie es wohl aussehen mochte?

Weißgekleidet, ein Füllhorn in der Hand, das goldne Haar von einem goldnen Diadem umschlossen?

Aber ach, Stunde und Stunde verrann, die Sonne stieg höher und höher, von den Türmen ertönte lautschallend das Mittagsgeläute, — das Glück wollte sich nicht zeigen.

Und so kamen die Nachmittagsstunden heran; der arme Mann aus Rothenbühl konnte vor Müdigkeit sich kaum mehr auf den Füßen halten, das bischen Käse und Brot, das er in einem Körbchen bei sich getragen, war längst aufgezehrt, — das Glück wollte sich nicht zeigen.

Und so kam der Abend heran.

Da ward es dem Manne recht schwer ums Herz und als der Himmel sich allgemach im Westen zu färben begann und die Sonne ans Heimgehen dachte, kamen ihm auf einmal die Thränen in die Augen und er dachte seiner fernen Lieben, die nun einsam in der armseligen Stube beisammen säßen und sich auf die Wiederkehr des Vaters freuten, welcher ja „das Glück" mitbrächte!

Welch ein grausames Spiel trieb doch das Schicksal mit ihm, dem Armen, Verlassenen!

Plötzlich fühlte sich der Mann leicht an der Schulter berührt und als er umblickte, gewahrte er einen anständig gekleideten älteren Bürger von ehrwürdigem Aussehen, der ihm freundlich in die Augen sah.

Guter Freund, sprach er, nehmt mir meine Frage nicht übel: erwartet Ihr hier auf der Brücke jemand oder sucht Ihr sonst etwas? Mein Weg führt mich nämlich seit heute Morgen zum vierten Mal da vorüber und immer seh' ich Euch hier an der nämlichen Stelle mit bekümmertem Antlitz steh'n. Kann ich Euch irgendwie gefällig sein?

Der alte Herr sprach dies alles mit einer solchen Herzensgüte und warmen Teilnahme, daß unser Mann aus Rothenbühl sogleich zu demselben Vertrauen faßte und ihm ohne Bedenken die Veranlassung seiner Wanderschaft nach Regensburg, nämlich den uns bekannten Traum mitteilte.

Guter Freund, sprach der Bürger, nachdem er jenem aufmerksam zugehört hatte, wie mögt Ihr aber auch auf Träume irgendwelchen Wert legen? Gewiß kennt auch Ihr den uralten Spruch: Träume sind Schäume!

Ich selber habe schon die Wahrheit desselben erfahren müssen. Vor einiger Zeit, 's mag wohl ein Jahr oder auch drüber sein, — seht, da träumte auch ich von einer recht seltsamen Geschichte.

In einer ganz unbekannten Gegend, lebhaft tritt sie mir noch jetzt vor Augen, sah ich mich auf einmal vor einer alten, halbzerfallenen Kapelle stehen. Ein Mann in schneeweißem Gewande trat aber auf mich zu; ein eigener Lichtkranz umstrahlte ihn und aus den milden, unsagbar milden Augen leuchtete eine Welt voll Liebe und Erbarmen.

Nimm Hacke und Schaufel sagte er, und grabe hier unter diesem halbzerfallenen Altare alsogleich nach, ein goldener Fuchs liegt da drunten begraben.

Auf das hin verschwand die glänzende Erscheinung und ich erwachte.

Ihr seid wohl erstaunt, mein Guter, fuhr der Erzähler nach einer kleinen Pause weiter, daß ich Euch dies alles so genau berichtet habe. Doch geschah dies zu keinem anderen Zwecke, als Euch zu beweisen, daß man sich auf Träume nie und nimmer verlassen kann; ich bitte Euch: wo in aller Welt soll diese Gegend sein, diese alte halbverfallene Kapelle mit dem Altare und dem darunter vergrabenen goldnen Fuchse? Da könnt' ich wohl all

meine alten Tage, die mir noch in Aussicht stehen, in der weiten Welt herumreisen, nach dem „goldnen Fuchse" suchen und ihn doch nicht finden; möge denselben erhalten, wer will, ich selber bleibe ruhig in meiner Vaterstadt, zufrieden mit dem, was ich besitze.

Schlagt Euch also diesen Traum aus dem Kopfe und gehabt Euch wohl!

Mit diesen Worten empfahl sich der freundliche alte Herr und war bald unter der Menge der anderen Passanten auf der Brücke verschwunden.

Der Mann aus Rothenbühl aber wußte nicht, wie ihm geschehen!

Bald wollte er mitten auf der Brücke in die Knie sinken und die Arme gegen den purpurgefärbten Abendhimmel emporstrecken, denn eine Ahnung, die fast zur Gewißheit wurde, sagte ihm, daß diese eben stattgehabte Begegnung kein Zufall, daß ein höheres Walten dabei im Spiele sei, — bald wieder wollte er, vor Freude förmlich zitternd, davoneilen und womöglich die ganze Nacht marschieren, um so bald, so bald als möglich in die Heimat zu gelangen.

Endlich siegte Besonnenheit und ruhige Überlegung doch so weit, daß er sich entschloß, für die kommende Nacht die nächste ordentliche Herberge aufzusuchen und dann beim ersten Tagesgrauen sofort den Rückweg nach Rothenbühl, in die teuere Heimat, zu seinen Lieben anzutreten.

Und so geschah es auch.

Bereits am dritten Tage langte er wieder in Rothenbühl an, so sehr beflügelte die Freude und gespannte Erwartung die Schritte des Wanderers.

Zu Hause angelangt, nahm er sich kaum Zeit, Weib und Kind zu umarmen, dann eilte er, Hacke und Schaufel ergreifend, wie auf Windesflügeln hinaus zu der ihm seit früher Kindheit bekannten alten, zerfallenen Kapelle.

Mit fiebernder Hast begann er zu arbeiten; tiefer, immer tiefer senkte sich bald die Hacke, bald die Schaufel in das Erdreich, der helle Schweiß tropfte dem Manne von der Stirne, doch er achtete dessen nicht; rastlos grub und hieb er tiefer und tiefer, da stieß die Schaufel auf einmal an einen harten, metallischen Körper.

Noch einige Sekunden und — vor Freude konnte der Mann kaum mehr recht die Schaufel führen — ein goldner Schimmer blitzte ihm entgegen.

Nach kurzer Zeit lag ein fast in natürlicher Größe gearbeiteter Fuchs aus purem Golde — ein wahres Meisterstück der Goldschmiedekunst — vor den Augen des Überglücklichen.

Das Kunstwerk war so schwer, daß an ein sofortiges Herausschaffen gar nicht zu denken war.

Als am andern Tage mit Hilfe der gesammten Familie der goldne Fuchs ans Licht gefördert war, zeigte sich erst die ganze Pracht und Kostbarkeit des herrlichen Fundes.

Der brave, ehrliche Mann war aber edel genug,

seinen Landesherrn sofort von seinem Glücke zu benachrichtigen, und dieser, dem braven Unterthanen dasselbe wohl vergönnend, gab ihm für den goldnen Fuchs eine so hohe Summe, daß der Finder mit Frau und Kindern fortan zu den reichsten Bewohnern des Landes zählte.

Ob auch der gute Regensburger Bürger von jenem Reichtum Anteil erhalten, steht in der Chronik nimmer verzeichnet, doch bei dem Edelsinn und der Rechtschaffenheit des braven Rothenbühlers ist dies mehr als wahrscheinlich.

XXXI.

Die fremde Dame.

In der Gegend, wo heutzutage Schweinfurt liegt, war vor Zeiten ein großer freier Platz, auf dem im Frühling gar manches Turnier abgehalten wurde.

Da ging es gar prächtig her; geharnischte Ritter mit vergoldeten Panzern und silbernen Helmen, die mit wallenden Federbüschen geschmückt waren, sprengten auf stolzen, gepanzerten Rossen in die Schranken und von den verzierten Balkonen sahen schöne Frauen in seidenen, glitzernden Gewändern, Hals und Haupt mit Edelsteinen umzogen, dem Waffenspiele zu und zeichneten die Sieger mit kostbaren Gaben aus.

Zu einem solchen Turnier zog nun einst ein Ritter, wohlgeübt und erfahren in allen Tugenden seines Standes, dabei von überaus schöner Gestalt und solcher Gewandtheit im Stechen, daß er fast auf jedem Turniere seine Gegner aus dem Sattel hob.

Als dieser tapfere Ritter eben im Begriffe war, auf dem oben erwähnten Turnierplatze in die Schranken zu reiten, gewahrte er auf dem schönsten Balkone, der sich in Mitte der übrigen befand, eine ihm ganz unbekannte Dame von so wunderbarer Schönheit, daß er davon fast nimmer die Augen verwenden konnte.

Sie hatte ein eigentümlich schimmerndes, meergrünes Kleid an, eine funkelnde Korallenkette war um ihren

Hals geschlungen und aus den bläulichschwarzen Haaren des Hauptes, die ihr in dichten Strähnen über Nacken und Schultern niederflossen, leuchteten einige Wasserrosen hervor.

Der Ritter aber wurde von der Schönheit dieser Unbekannten, welche ihm holdselig zuzulächeln schien, derart bezaubert, daß er sofort beschloß, um den Preis ihres Dankes zu kämpfen und er alsbald einem jeden der Ritter, welcher nicht sogleich willens war, dieselbe als die schönste unter den anwesenden Ritterfrauen zu erklären, den Handschuh hinwarf, was bekanntlich als Zeichen der Herausforderung zum Zweikampfe galt.

Darüber schien sich die unbekannte Dame über die Maßen zu freuen und so oft wieder ihr Ritter einen der Gegner aus dem Sattel gehoben und in den Sand niedergestreckt hatte, winkte sie mit der Hand und gab durch Miene und Geberden ihre freudige Stimmung auf das lieblichste zu erkennen.

Endlich war auch der letzte Gegner besiegt und unter schmetternden Trompetenklängen nahte der siegreiche Ritter seiner Dame im meergrünen Kleide, um aus ihren Händen den „Dank", nämlich das ihm bestimmte Ehrengeschenk, in Empfang zu nehmen.

Mit vor Aufregung pochendem Herzen nahte der Ritter der Unbekannten, welche vor den anderen, rings um sie herumsitzenden Damen sich durch ihre Anmut und Schönheit hervorthat wie der lichte Mond vor den Sternen.

Eben war der Sieger im Begriffe, den „Dank"

knieend entgegen zu nehmen, als er eine entsetzliche Entdeckung machte: die schöne Dame hatte, — das sah er deutlich beim Lächeln ihres Mundes — grüne Zähne!

Erschreckt wich der Ritter bei diesem Anblick zurück, die Unbekannte aber, welche dieses bemerkte, that einen gellenden Schrei, dann eilte sie unter allgemeiner Aufregung dem nahen Mainufer zu und stürzte sich in des Stromes grünliche Fluten, worin sie, in eine Wassernixe verwandelt, alsbald verschwand.

Der Ritter aber kämpfte niemals mehr bei einem Turniere, er starb als Mönch in einem weltentlegenen Kloster.

XXXII.

Der Nußkaspar.

In einem Dorfe nahe der guten, alten Reichsstadt Nürnberg lebte einst, — 's mag wohl lange vor dem bösen dreißigjährigen Kriege gewesen sein, — ein rechtschaffener Landmann, der vom Ertrage der Früchte seiner Felder sich und seine zahlreiche Familie ganz ordentlich ernährte.

Im Garten, den er hinterm Hause hatte, befanden sich viele, wohlgepflegte Obstbäume, besonders eine Reihe stattlicher Nußbäume, von denen er, falls das Jahr ein recht fruchtbares war, eine so reiche Ernte gewann, daß er die Nüße in ganzen Wagenladungen auf dem Markte in Nürnberg verkaufen konnte.

Deshalb erhielt der Bauer den Namen „Nußkaspar", da er in der heiligen Taufe den einen der drei Weisen aus dem Morgenlande zum Patronus erhalten hatte.

Das Schicksal aber treibt oft mit dem Menschen, wie männiglich bekannt, ein gar grausames Spiel und verfolgt, während es den einen, wenn er auch noch so schlecht ist, ungeschoren läßt — wenigstens eine Zeit lang —, den anderen um desto grimmiger, mag er auch noch so ehrlich und rechtschaffen sein.

So erging es auch dem Nußkaspar.

Eines Nachts brach Feuer im Stadel aus — vielleicht hatt' es ein böser, neidischer Nachbar gelegt — und

der ganze Stadel mit allen Futtervorräten brannte nieder; auch das Vieh konnte nimmer rechtzeitig aus dem angebauten Stall herausgebracht werden und erstickte im Rauche.

Im nächsten Jahre schlug ein furchtbares Hagelwetter alle Feld- und Gartenfrüchte in Grund und Boden und einige Monate darauf brach eine Viehseuche aus und die wenigen Stücke, die noch vom Brande übrig geblieben waren, fielen ihr zum Opfer.

Auf diese Weise erging es dem Nußkaspar fast ebenso, wie dem armen Hiob, von dem uns die heilige Schrift erzählt, daß über denselben alles erdenkliche Leid verhängt wurde, er aber deswegen doch nicht sein Gottvertrauen verlor.

Das war aber bei unserm Nußkaspar leider nicht der Fall!

Er geriet infolge der allerdings furchtbaren Schicksalsschläge in förmliche Verzweiflung, verlor allen inneren Halt und ergab sich schließlich einem höchst verderblichen Laster, — der Trunksucht!

So oft er sich nach Nürnberg begab, um dort aus dem Verkaufe von Gemüs oder Obst einiges Geld zu lösen, ging er, wenn ihm dies letztere gelungen war, sogleich ins nächste Wirtshaus und trank dort so lange, bis er berauscht wurde und dann in diesem Zustande aller Sorgen und alles Kummers vergaß.

Daß unter solchen Umständen auch der häusliche Friede gänzlich untergraben wurde, läßt sich nur zu leicht

erklären; das unglückliche Weib wußte oft vor Not und Elend nicht ein und nicht aus.

An einem Winterabend, — grade war es um die Jahreswende und die Christen feierten Silvester, — saß der Nußkaspar wieder hinter dem Wirtshaustische und trank und trank, — so lange, bis die Sorgen aus dem Herzen wichen und alles, alles vergessen wurde.

Dann erhob er sich endlich und wankte schwerfälligen Ganges hinaus ins Freie, in die stille Winternacht hinaus.

Allüberall lag eine weiße Schneedecke ausgebreitet und der Mond schien so hell, daß man selbst in beträchtlicher Entfernnng jeden Gegenstand deutlich erkennen konnte.

Der Nußkaspar wandelte in unsicherem, schwankendem Gange den Weg zur Burg hinauf, denn durchs Vestnerthor führte der Weg nach Hause.

Auf einmal fühlte er sich so müde und schläfrig, daß er sich dort, wo Christus mit seinen Jüngern am Ölberge in Stein ausgehauen ist, eine Weile niedersetzte, um auszuruhen.

Bei großer Kälte im Freien zu schlafen, ist gefährlich! — so hatte der Nußkaspar schon in seiner Kindheit vernommen; man könne da gar leicht in die Ewigkeit hinüberschlummern.

Meinetwegen, dachte sich der tiefgesunkene Mann, meinetwegen! Nichts mehr zu wissen von all dem Elend,

— das wäre wohl das beste für mich! Hilft mir Gott nimmer, so soll mir die Hölle helfen!

Er setzte sich auf einen stark eingeschneiten Felsblock des „Ölberges", ließ das Haupt in beide Handflächen sinken und starrte, die Arme mit den Ellenbogen auf die Kniescheiben gestützt, auf die weiße Schneedecke zu seinen Füßen nieder.

Da tönte von der nahen Sebalduskirche die Mitternachtsstunde herüber; langsam und feierlich verhallten die zwölf Schläge in der stillen Winternacht.

Auf einmal fühlte er sich leise an der Schulter berührt.

Kaspar sah erschreckt auf und erblickte vor sich einen großen, hageren Mann stehen, in Jägertracht gekleidet und von unheimlichem Aussehen.

Du brauchst Dich nicht zu fürchten, hob der Unbekannte an, ich weiß von Deiner elenden Lage und ich will Dir helfen! Aber Du mußt mich darum bitten und vor mir niederknien!

Nußkaspar bedachte sich nicht lange, sondern, entschlossen, alles zu wagen, ja selbst mit dem Teufel zu paktieren, wenn's nicht anders ginge, that er, wie ihm geheißen worden.

So, sprach der andere grinsend, jetzt merke auf das, was ich Dir sage; gehe alsogleich nach Hause und begib Dich in den Garten! Dort wirst Du in der linken Ecke den großen Nußbaum trotz des Winters voll goldner

Nüsse hangen sehen und Du magst davon jederzeit soviel nehmen, als Deine Taschen tragen können.

Aber — hier nahm des Jägers Stimme einen strengen, drohenden Ton an — sag niemals einer Seele ein Sterbenswörtchen davon, hörst Du? niemals! Bist Du ungehorsam, so verfällst Du mir auf ewige Zeit, bist verdammt, alljährlich in dieser Nacht hier Nüsse feilzubieten und derjenige, der solche von Dir empfängt, gehört dann gleichfalls mir auf immerdar.

Wie Rauch verschwand nach diesen Worten der unheimliche Geselle, der Nußkaspar aber bedachte sich nicht lange, sondern eilte spornstreichs nach Hause, um den heißersehnten Reichtum einzusammeln.

Sein Weib empfing ihn wie gewöhnlich mit derben Schimpfworten über sein verspätetes Heimkommen; doch der Gescholtene machte sich nichts aus dieser oft gehörten Strafpredigt, sondern rannte, ohne sich weiter um die keifende Alte zu kümmern, sofort in den Garten hinaus.

Der Mond schien so hell, daß man daselbst jedes Baumzweiglein und Ästchen genau erblicken konnte.

In fieberhafter Erregung eilte der Nußkaspar zu dem bezeichneten Baume: wirklich, derselbe war über und über mit goldenen Nüssen beladen!

Der glückliche Finder steckte sich natürlich alle Taschen voll und verbarg sie vor seinem Weibe so gut, daß diese nichts davon bemerkte.

Gleich in den folgenden Tagen verkaufte er dieselben

in Nürnberg so vorteilhaft, daß er aus ihnen eine ganze Kiste voller Goldstücke erlöste.

Jetzt war's freilich beim Nußkaspar mit aller Armut und aller Unzufriedenheit auf immer aus. Seine Frau versuchte zwar Anfangs, das Geheimnis des plötzlichen Reichtums auf alle Weise zu ergründen, da aber der Mann sie bei einem jeden derartigen Versuche immer aufs schärfste zurecht wies, so bezähmte sie endlich ihre Neugierde und vertröstete sich auf die Zukunft. Einmal, dachte sie, wird sich schon Gelegenheit dazu finden.

Kaspar aber lebte nunmehr in Saus und Braus dahin, alles, was gut und teuer, prächtig und kostbar war, wurde sofort gekauft, der Preis blieb vollständig Nebensache.

Warum auch sollte der eine Rolle spielen?

Hatte er kein Geld mehr in der Tasche oder im Kasten, flugs war er beim Nußbaum draußen im Garten, und pflückte sich die goldenen Früchte, die nur ihm sichtbar waren.

Eines Nachts hatte er sich in die Tasche seines Rockes und Mantels eine so große Menge gepfropft, daß er kaum im stande war, damit ins Haus zu gelangen.

Seine Frau, die unglücklicherweise gerade im selben Momente, als Kaspar keuchend über die Schwelle der Hausthüre trat, erwacht war, hörte ihren Mann hereinkommen und sofort beschloß sie, diesmal mit allen Mitteln dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Rasch entschlossen hüllte sie sich in ein weißes Lein-

tuch, bestäubte das Gesicht mit Mehl und trat so auf einmal dem ahnungslosen Kaspar entgegen.

Dieser, der nichts anderes glaubte, als daß er einen Geist vor sich habe, zitterte dergestalt, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

Das listige Weib aber, welches die Situation blitzschnell erfaßte, gedachte dieselbe sofort auszunützen.

Mit hohler Grabesstimme stellte sie an den zitternden Nußkaspar Frage um Frage und dieser gab wie bei einem Verhöre pflichtgetreu Rede und Antwort.

Es dauerte nicht lange, so hatte der bethörte Mann das ganze Geheimnis ausgeplaudert und als er endlich den schmählichen Betrug, welchen sein Weib mit ihm verübt hatte, entdeckte, war es zu spät!

Die eben noch von Gold strotzenden Taschen wurden auf einmal ganz leicht und als Kaspar, von einer schlimmen Ahnung erfaßt, danach greifen wollte, bekam er lauter Kohlenstücke in die Hand.

Wie besessen rannte er zum Nußbaum hinaus, um sich neue goldene Früchte zu holen; doch ach, da war nichts mehr davon zu sehen, nicht einmal eine wirkliche Nuß hing an einem der vielen Zweige, geschweige denn eine goldene!

Doch damit war das Mißgeschick noch nicht zu Ende.

Gleich am andern Morgen kamen aus Nürnberg bald diese, bald jene Gewerbsleute, die voll Erbitterung von dem Nußkaspar wirkliches Gold statt — Kohlen verlangten! Denn die vermeintlichen goldenen Nüsse, die

sie für gelieferte Waaren in Bezahlung genommen, hatten sich alle sammt und sonders über Nacht in schwarze, rußige Kohlen verwandelt!

Jetzt aber ward der unglückliche Mann angesichts des Zusammenbruchs all seiner Reichtümer von einer wilden Verzweiflung ergriffen.

Unter schrecklichen Verwünschungen stürzte er vom Hause fort in den tiefen Wald hinaus, woselbst er einige Tage später von Holzhauern an einem Baume hängend tot aufgefunden wurde; Bart und Haupthaar waren aber ganz versengt, die Kleider zerrissen und zerfetzt, wie wenn ein heftiger Kampf stattgefunden hätte.

Der Jäger von der Silvesternacht hatte eben seine Drohung in Erfüllung gehen lassen.

* * *

Wohl hundert oder noch mehr Jahre nach diesem Ereignis saßen zu Nürnberg im Gasthaus „Zum Burggrafen" unweit dem Ölberge eine Anzahl ehrsamer Bürger bei einem Krüglein Weizenbier.

Es war wieder Silvesternacht.

Das Gespräch, bald von einem Einzelnen, bald von mehreren geführt, drehte sich um die verschiedensten Stoffe, um Krieg, um Frieden, um Freundschaft, um Feindschaft, um Reichtum, um Armut, — viel kommt ja bei solchen Gesprächen nicht heraus, aber es wird wenigstens die Unterhaltung gefördert.

Schließlich kam man auf Glauben und — Aberglauben zu sprechen.

Was ist das beispielsweise, nahm der Zinngießermeister Zangenhalter das Wort, für eine dumme Geschichte, die ich schon als Kind von dem „Nußkaspar" habe erzählen hören!

Meiner Seel', noch als junger Mensch bin ich vorm Ölberg dort bei der Burg niemals vorübergegangen, ohne daß ich nicht des Nußkaspars gedacht hätte, der ja doch nur in der Einbildung existiert.

In der Einbildung? fragte der Zirkelschmied Zitterlich. Ei, lieber Zinngießer, da gibt's keine Einbildung, da sprechen Thatsachen!

Ha, ha, lachte der letztere, daß es förmlich dröhnend von der Decke zurückschallte, die möcht' ich kennen lernen!

Was? Erst im vorigen Jahre soll der Nußkaspar am Ölberg gesehen worden sein.

Wirklich? Den möcht' ich mir auch anschauen! lachte der Zinngießer.

Spottet doch nicht, griff ein dritter der Gäste ins Wort. Übrigens, wenn's Euch gar so drum zu thun ist, — wohlan, heut haben wir Silvesternacht, könnt ja den Versuch einmal machen, Zangenhalter!

Welche Stunde haben wir denn? fragte dieser gleichgültig.

Es wird bald Mitternacht sein! war die Antwort.

Der Zinngießer erhob sich, ohne ein Wort weiter zu sagen und langte nach Mantel und Pelzhaube.

Du willst doch nicht den Nußkaspar treffen? fragten mehrere zugleich.

Freilich will ich das, rief Zangenhalter zurück, indem er bereits die Thürklinke ergriff, wenn ich den „Geist“ sehe, dann steck' ich mir alle Taschen mit goldnen Nüssen voll, drauf könnt Ihr Euch alle verlassen!

Mit diesen Worten trat der Zinngießer zur Stube hinaus auf die beschneite Straße und schlug den Weg nach dem ihm wohlbekannten Ölberg ein.

Rings herrschte Totenstille, nur hoch oben auf der Burg zeigten sich mehrere Fenster durch im Innern brennende Lichter erhellt.

Der tapfere Meister schritt, ohne sich umzusehen, vorwärts; Angst fühlte er zwar keine, aber je näher er dem Ölberge kam, desto seltsamer war ihm dennoch zu Mute.

Jetzt mußte er noch um die Ecke biegen, dann sollte sich's entscheiden!

Eben begann die Turmuhr der nahen Sebaldus-kirche den Eintritt der Mitternachtsstunde anzuzeigen.

Fast im gleichen Momente sah der einsame Wanderer den in Stein gehauenen Ölberg vor sich; er zog den Mantel fester an sich, denn ein schneidiger Luftzug wehte ihm entgegen.

Aber beim Himmel! Saß dort nicht auf einem der Felsensteine eine Gestalt?

Ein im wahren Sinn des Wortes lähmender Schrecken fuhr dem Zinngießer auf einmal in die Glieder;

aber er gewann doch wieder die Fassung, der Gedanke, bei der Rückkehr in die Gaststube verlacht und verspottet zu werden, verscheuchte wieder ziemlich rasch die eingetretene Schwäche.

Zangenhalter faßte sich also ein Herz und ging schnurstracks auf die Gestalt zu.

Alle guten Geister loben Gott, den Herrn, rief er so fest, als ihm nur möglich war, sag' an, was ist Dein Begehr'n?

Die Gestalt, welche der ihm längst bekannten Schilderung vom Aussch'n des Nußkaspar aufs Haar glich, erwiderte nichts, sondern deutete nur mit einer einladenden Handbewegung auf den nebenstehenden Korb, der — welch ein Anblick! — bis zum Rande mit funkelnden Goldnüssen angefüllt war.

Die hellen Schweißtropfen perlten dem Zinngießer von der Stirne hernieder, aber trotzdem ließ er sich nicht gänzlich von dem Schrecken bemeistern, sondern that mit der Hand einen kühnen Griff und holte sich so viel Nüsse aus dem Korbe, als die Finger nur fassen konnten.

Gleich darauf aber wurde es ihm ganz schwarz vor den Augen und er fiel ohnmächtig auf den mit weichem Schnee bedeckten Boden nieder.

Als er wieder zu sich kam, war von dem Spuk nichts mehr zu sehen, aber eine Menge goldner Nüsse lag noch im Schnee verstreut und die beiden Manteltaschen waren ebenfalls davon vollgepfropft.

Der gute Zangenhalter bedachte sich nicht lange,

sondern raffte die kostbaren Früchte eiligst zusammen und eilte dann der Herberge zu, wo er seinen erstaunten Zechbrüdern, die in gespanntester Erwartung noch immer bei ihrem Weizenbiere saßen, um den Ausgang der Sache zu erfahren, die funkelnden Beweise seines Mutes, freilich auch die Widerlegung seiner verwegenen Freigeisterei auf dem Tische erglänzen ließ.

Zangenhalter war nun mit einem Schlage ein reicher Mann geworden; aber das Glück und die Zufriedenheit — wie oft ist das der Fall! — zog fast in der nämlichen Zeit aus dem Hause, in welcher der Reichtum seinen Einzug hielt.

Immer habsüchtiger, immer menschenfeindlicher und hartherziger wurde der ehemalige Zinngießer, nichts konnte ihm mehr Freude machen, alles schien ihm vergällt und zuwider und eines Tages wurde er tot aus dem Wasser gezogen.

XXXIII.

Das Zauberkraut.

Die Goldmacherkunst — auf arabisch Alchimie geheißen — suchten im Mittelalter gar viele zu erlernen, aber wie sehr sie sich auch plagten und die Köpfe zerbrachen und in Schmelztiegeln und Retorten alle nur denkbaren Metalle und Stoffe zusammenrührten, -mischten, -brannten und -schmiedeten, es kam kein Gold zum Vorschein, außer sie hatten schon vorher solches in den Tiegel gelegt.

Darüber verfielen manche der Alchimisten in Schwermut, andre aber gedachten, statt dessen das Zauberkraut aufzusuchen, — das war aber noch schwerer aufzufinden und in Besitz zu nehmen.

Denn nur in der heiligen Christnacht konnte dasselbe erlangt werden und zwar nur in der kurzen Zeit, während welcher es zwölf Uhr schlug; auch durfte der Suchende in dieser Zeit weder angerufen werden, noch auch selber irgend ein Wort reden, bis er wieder nach Hause gekommen war; besonders aber durfte er sich beim Suchen des Zauberkrautes durch keinerlei Spuk und schreckhafte Bilder beirren lassen.

Das waren freilich recht harte Bedingungen; allerdings war der Lohn, welcher dem glücklichen Finder winkte, ein überaus großer. Denn wer das Zauberkraut besaß, über diesen hatten die Erdgeister keine Gewalt mehr und

was das Kraut berührte, verwandelte sich in funkelndes Gold.

Ein Mann im Spessart hatte nach langem Forschen erfahren, daß in einem dortigem Walde, woselbst besagtes Zauberkraut wächst, auch eine Quelle wäre, die sich in eben jener Zeit, nämlich in der heiligen Christnacht, um die zwölfte Stunde, in puren Wein verwandelte.

Richtig fand er auch die Quelle, bückte sich sogleich nieder und schlürfte von dem kostbaren Naß.

In seiner Herzensfreude vergaß er aber alle Vorsicht und rief, nachdem er den ersten Schluck gemacht und fröhlich mit der Zunge geschnalzt hatte, laut aus:

Alleweil trink' ich Wein!

Aber im selben Augenblick packte ihn von rückwärts eine Krallenhand beim Schopfe und zog ihn mit den Worten:

Alleweil bist du mein!

unter die gähnende Erde hinab und nie mehr ward der unvorsichtige Weintrinker, welcher das Verbot des Schweigens so thöricht gebrochen hatte, gesehen.

Obgleich aber dieses traurige Schicksal des Verschwundenen unter den Leuten bekannt wurde, ließ es sich der Wirt von Faulenbach dennoch nicht nehmen, gleichfalls in der heiligen Christnacht auf die Suche nach dem Zauber- oder Bannkraut auszugehen.

Er begab sich also um die bewußte Zeit nach dem Kühlberg, der zwischen Faulenbach und Stadt-Prozelten liegt; dort sollte jenes Kraut in Menge wachsen, doch

nur in der Christnacht zwischen zwölf und ein Uhr für die Augen der Sterblichen sichtbar werden.

Als nun der Wirt in den Kiefernwald eintrat, war's ihm unheimlich genug, obwohl es ganz stille war, höchstens ein Rabe krächzend von einem Äste hinwegflog oder aus der Ferne der Schrei eines Uhus ertönte.

Kaum aber erscholl drunten in Faulenbach der erste Schlag der Kirchturmglocke, welche die Mitternachtsstunde ankündigte, so nahm der Spuk seinen Anfang.

Ein greulicher Wurm, so dick wie ein starker Eichenstamm wälzte und kollerte sich dem Wirte entgegen; als aber das Untier nur mehr einige Schritte von ihm entfernt war, nahm jener unter Anrufung Gottes und aller Heiligen einen Anlauf und setzte in gewaltigem Sprunge über den Wurm hinweg. Die erste Gefahr wär' glücklich überstanden, dachte sich der mutige Faulenbacher, wenn's nur mit einer zweiten und dritten ebenso ginge!

Da nahte ein Riese, so groß wie ein Kirchturm.

Das Ungeheuer kam direkt auf den Wirt zugeschritten, als es aber nur mehr einige Schritte oder besser gesagt Klafter — denn jeder Schritt bei dem Riesen war mindestens zehnmal so groß wie der bei einem gewöhnlichen Menschen — entfernt war, benützte der schlaue Wirt die Gelegenheit und schlüpfte zwischen den Beinen durch.

Wieder war eine Gefahr vorüber, aber jetzt kam die größte und ärgste.

Von allen Seiten brausten nämlich jetzt dunkle geharnischte Reiter heran und der Faulenbacher hatte die

größte Mühe und Not, den schrecklichen Gestalten auszuweichen und an ihnen vorüberzuschlüpfen.

Aber immer dichter und dichter kamen sie herangesprengt, doch der Wirt vermochte immer und immer sich im rechten Momente zur Seite zu drücken und schon war Aussicht, daß auch diese dritte und — letzte Gefahr glücklich bestanden würde, als der letzte Ton der Mitternachtsstunde verhallte und damit auch die Möglichkeit verschwand, das Bannkraut aufzufinden. In vollster Erschöpfung und kaum mehr imstande, einen Fuß zu bewegen, langte der Wirt von Faulenbach gegen die dritte Morgenstunde wieder zu Hause an, schlich sich auf den Zehen in seine Kammer — denn er wollte keinen Menschen von der Sache etwas wissen lassen — und verfiel daselbst gleich in tiefsten Schlaf. Als er aber spät am Morgen sich von seinem Lager erhob und beim Ankleiden einen Blick in den Spiegel warf, prallte er entsetzt zurück: Bart und Haupthaar war schneeweiß, das Gesicht alt und runzlig, der gestern noch rüstige Mann über Nacht zum Greise geworden.

XXXIV.

Der krumme Jakob.

Im Spessart lebte vor vielen, vielen Jahren ein reicher Burgherr, der hatte zwei Söhne, welche dem Äußern und Innern nach grundverschieden waren: der eine und zwar der ältere war von schöner Gestalt, aber — wie es so oft im Leben der Fall ist — ihr entsprach nicht die Seele; denn diese war häßlich.

Der andere Sohn, Jakob geheißen, hatte schon als Kind das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen, — man nannte ihn deshalb seit jener Zeit den krummen Jakob — und war überdies ganz verwachsen; aber so unschön seine äußere Erscheinung war, so schön war hingegen — wiederum ein nicht seltener Fall im menschlichen Leben — der Charakter des armen Krüppels: er war mild und versöhnlich, zum Mitleid und zur Entsagung geneigt.

Als nun der Vater sein Ende nahen fühlte, berief er die beiden Söhne an sein Sterbebett und legte ihnen dringend brüderliche Liebe und Eintracht ans Herz.

Besonders Dir, Heinrich, sprach er zum Erstgebornen, empfehle ich Deinen Bruder Jakob. Du bist zwar der Erstgeborne und als solcher der eigentliche Erbe und Herr all meiner Güter; aber die Liebe gebietet Dir, den Bruder, der überdies einen verkrüppelten Körper hat, die Grausamkeit des Schicksals nicht fühlen zu lassen, ihn jederzeit mit Liebe und Nachsicht zu behandeln und ihm

sein Mißgeschick durch echt brüderliches Entgegenkommen zu erleichtern.

Der Erstgeborne versprach feierlich, den Worten des sterbenden Vaters gemäß zu handeln, der krumme Jakob aber weinte so bitterlich, daß er nicht im stande war, ein Wort zu sprechen, sondern er kniete am Bette und vergrub sein Gesicht in den Kissen.

Wenige Tage darauf lag der Vater unten in der Burgkapelle im schweren Steinsarkophag, Heinrich aber hatte als Erstgeborner die Herrschaft in und außerhalb der Burg angetreten.

Dem krummen Jakob wurde aber gleich nach der Beerdigung des Vaters das Mittags- und Abendessen in einem kleinen, kaum dem Tageslichte zugänglichen Gemache von einem unfreundlichen mürrischen Diener gereicht, sein Bruder Heinrich aber ließ sich mit keinem Blicke sehen.

Um Gotteswillen, dachte sich der krumme Jakob, was soll denn das bedeuten? Der Bruder wird doch nicht etwa der Ermahnungen des Vaters jetzt schon vergessen wollen!

Er wartete noch einige Tage, um Heinrich, wie er meinte, Zeit zu lassen, das ganze sonderbare Verhalten würde ja wohl nur auf Vergeßlichkeit beruhen.

Als indes der Bruder sich nach Ablauf einer vollen Woche noch immer nicht sehen ließ, die Behandlung aber, welche Jakob zu teil wurde, von Tag zu Tag schlechter und rücksichtsloser wurde, da nahm Jakob seinen

Krückenstock, ohne welchen ihm das Gehen fast zur Unmöglichkeit wurde, stieg die hohe und steile Wendeltreppe unter großen Anstrengungen hinab und fragte nach seinem Bruder Heinrich.

Nach wem fragt Ihr? herrschte ihn ein hochnäsiger Kammerdiener an.

Nach meinem Bruder Heinrich! entgegnete der krumme Jakob zwar mit fester Stimme, aber das Herz drohte ihm beinahe zu brechen.

Ah, Ihr meint wohl den gnädigen Burgherrn? versetzte jener, die beiden Arme verschränkend und den verwachsenen Jakob mit höhnischen Blicken vom Kopf bis zu Füßen messend.

Der gnädige Herr ist im Burghofe unten bei der großen Linde, da könnt Ihr ihn vielleicht sprechen!

Der krumme Jakob wußte nicht, wie ihm geschah: was sollte das alles heißen?

Doch er mußte jetzt den Bruder sprechen, um jeden Preis mußte er den Bruder sprechen!

Er setzte also mit der Krücke den mühseligen Weg fort und gelangte nach einiger Zeit in den Burghof.

Dort unter der eben blühenden Linde saß Heinrich in Gesellschaft einiger Ritter bei fröhlichem Zechgelage.

Als Jakob näher kam, war's ihm, als würde er von jenen höhnisch betrachtet und förmlich verspottet.

Doch beim Himmel! das mußte ja Täuschung sein, was sollte man Ursache haben, sich über ihn, den armen, verkrüppelten Menschen, lustig zu machen?

Und — war nicht auch er der Sohn des verstorbenen Burgherrn, der leibeigene Bruder des lebenden?

In fester und zielbewußter Haltung also, soweit bei ihm überhaupt von einer solchen die Rede sein konnte, trat er zu den Zechenden heran, die ihn aber mit eisigem Stillschweigen empfingen.

Mein Bruder, begann endlich der krumme Jakob mit vor Erregung bebender Stimme, ich bitte Dich herzlich um Aufklärung: seit einer Woche werde ich in einem engen, feuchten und kaum vom Tageslicht erhellten Gemache gleich einem Gefangenen gehalten, der Diener, welcher mir das bischen Nahrung überbringt, ist grob und trotzig, mein .....

Schweig, dummer Junge! donnerte Heinrich, den Bruder mitten in der Rede unterbrechend, wenn Dir dies Leben auf meiner Burg nicht behagt, kannst Du ja jederzeit Dein Bündel schnüren und in die Fremde ziehen!

Jakob stand eine Weile, wie vom Donner gerührt.

Aber unser verstorbener Vater, begann er, mühsam nach Atem ringend, hat doch auf seinem Sterbebette....

Wieder unterbrach ihn der Burgherr auf die roheste und strengste Weise und seine Zechbrüder brüllten ihm Beifall.

Entweder oder! rief der Bösewicht, indem vor Zorn und Wut ihm fast die Stimme versagte.

Entweder fügst Du Dich den Anordnungen des Burgherrn oder Du ziehst noch heute aus diesen Mauern, — was Dir beliebt!

Der unglückliche Jakob versuchte noch mit thränenerstickter Stimme gegen diese unerhörte Freveltat Einwand zu erheben, doch der herzlose, gottvergessene Bruder drohte, den „Krüppel" mit Hunden aus der Burg hetzen zu lassen.

Da wankte der Arme, einer Ohnmacht nahe, von dannen, kaum mehr wissend, wohin er mit seiner Krücke wandern solle.

Endlich schleppte er sich wieder in sein armseliges Stübchen hinauf, ließ sich daselbst am Rande des Bettgestells nieder und vergrub das zu Boden gesenkte Haupt in den fiebernden Händen.

Der krumme Jakob hatte zeitlebens schon gar viele Thränen vergossen, nie aber hatte er die Wohlthat derselben so innig empfunden als in dem jetzigen furchtbaren Augenblicke; wie kühlender Tau linderten sie seinen brennenden Schmerz und ließen ihn zugleich demselben nicht unterliegen.

Aber sein Entschluß stand fest: lieber noch heute als morgen die Burg seiner Väter zu verlassen und in die weite Welt zu ziehen.

Schon am andern Tage setzte er seinen Plan ins Werk: wie ihn sein unbarmherziger Bruder geheißen, schnürte er das Bündel, steckte einige teuere Erinnerungen an die verstorbenen Eltern zu sich und wanderte dann an seiner Krücke durchs Thor der Burg und über die Zugbrücke in die Lande hinaus.

Sein Bruder war an eben diesem Tage schon früh

des Morgens mit seinen Freunden auf die Jagd geritten und sollten sich die beiden Brüder nimmer sehen; der krumme Jakob aber kam dennoch wieder in die Burg, freilich in viel späterer Zeit und unter ganz anderen Verhältnissen, — doch davon werden wir später hören.

Der arme Verstoßene wanderte nun also fort, nicht wissend, wohin er des Abends das müde Haupt hinlegen sollte.

Bald aber mußte er einsehen, daß sein verkrüppelter Körper nur wenig oder gar nicht im stande sei, die Strapazen einer längeren Wanderung zu ertragen.

Noch hatte die Sonne nicht ihre Mittagshöhe erreicht, als der krumme Jakob sich so müde und abgeschlagen fühlte, daß er jeden Augenblick hätte zu Boden sinken können; doch raffte er sich immer und immer von neuem auf, endlich aber versagte die Natur dem schwächlichen Körper gänzlich ihre Dienste: Jakob sank auf einer Waldwiese, die einen entzückend schönen Ausblick in ein Thal gewährte, nieder und fiel gleich darauf in einen tiefen Schlummer.

Als er wieder daraus erwachte, war es schon Abend und die Sonne begann die leichten Federwolken, welche im Westen verstreut lagen, mit gelbroten Tinten zu färben; von der nahen Waldhöhe ließ der Kuckuck seinen Ruf in gemessenen Pausen ertönen und vom Thal klang die Stimme einer Abendglocke herauf.

Kaum zehn Schritte von sich entfernt erblickte der krumme Jakob eine alte Frau auf einem moosbewachsenen

Felsen sitzen; dieselbe war dunkel gekleidet, trug auf dem graugelockten Haupte eine mützenartige Bedeckung und drehte gerade ihr Spinnrad, wobei sie jedesmal, so oft der Fuß dasselbe neuerdings in Bewegung setzte, mit dem Kopfe wackelte.

Das Weib war die Frau Hulle, aber der krumme Jakob erkannte sie nicht.

Sie aber setzte, als er ihrer ansichtig ward, sogleich das Spinnen aus und winkte dem armen Wanderer so freundlich zu, daß er sich alsbald vom Boden erhob und ohne weiteres Bedenken der unbekannten Frau sich näherte.

Ich will Dir gut, rief sie ihm liebevoll entgegen, denn Du bist ja der arme krumme Jakob und bei Deinem Bruder, hör' ich, sollst Du es nicht zum besten haben!

Auf diese Worte hin wurde dem so schmählich mißhandelten Manne weh und wohl zumal ums Herz, denn das Mitleid, welches aus den sanften Augen der alten Frau erstrahlte, that dem verlassenen und gekränkten Herzen gut wie Sonnenschein nach langem Frost und er setzte sich neben der Greisin nieder und fing bitterlich zu weinen an.

Immer mehr senkte sich die Sonnenscheibe hinter der Hügelkette nieder und goß ganze Ströme purpurnen Lichtes über die Felder und Wiesen hin.

Frau Hulle aber legte tröstend ihre Hand auf die Schulter des krummen Jakob und sagte: Nur nicht traurig sein! Im Leben wechselt alles, auch das Unglück dauert

nicht ewig und — dabei erhob sie drohend die Rechte — im Himmel droben gibt es eine Gerechtigkeit!

Komm, krummer Jakob, schlag Dir die Traurigkeit aus dem Sinn und geh' mit mir in mein Häuschen! Dort mußt Du zwar arbeiten dem gemeinen Manne gleich, aber Arbeit schändet nicht und der Bauer im groben Kittel, der sich sein tägliches Brot ehrlich und rechtschaffen verdient, steht vor Gott in glänzenderem Gewande da als oft der Reiche, der nur im Genusse und Wohlleben seine Tage verpraßt.

Also sprach die Frau Hulle, der krumme Jakob aber bedachte sich nicht lange, sondern folgte gerne der guten alten Frau und ging mit ihr in das unweit gelegene Häuschen.

Die Einrichtung daselbst war zwar recht einfach, fast ärmlich zu nennen, aber alles zeigte große Sauberkeit und Reinlichkeit.

Eine große, schöne Katze mit weichem Sammtfell kam schnurrend ihrer Herrin unter der Thüre entgegen und stieß schmeichelnd ihren Kopf gegen die Kniee der Frau Hulle, drinnen in der Stube aber waren auf dem Fensterbrett schöne Rosmarinstöcke aufgestellt, die gaben einen süßen wunderlieblichen Geruch von sich und oben auf der Lehne des alten gepolsterten Stuhles saß ein Star und schlug beim Eintreten der Frau Hulle freudig mit dem gestutzten Flügelpaar.

Alles atmete einen stillen Frieden und der krumme Jakob fühlte sich unbeschreiblich glücklich.

Willig half er seiner gütigen Wirtin bei aller und jeglicher Arbeit, baute das Flachsfeld, besorgte das Blumengärtchen, begoß zur rechten Zeit die duftenden Rosmarinstöcke, gab der Katze, die ihn bald recht lieb gewann und dem Star, der ganz zutraulich that, zur bestimmten Stunde ihr Essen und Trinken und im Winter schnitt der krumme Jakob Stecken für die Weinbergsbesitzer und Stangen für die Schiffsleute, welche er dann im Frühjahre an den Main brachte und daselbst verkaufte.

Die Frau Hulle aber ging da regelmäßig mit, weil auch sie etwas zu verkaufen hatte: nämlich ihr Garn, das die fleißige Frau den Winter über gesponnen hatte.

Sobald aber der krumme Jakob, der sich mit seinem lahmen Beine natürlich sehr schwer that, müde wurde, da setzten sich die beiden Wandersleute nieder und Frau Hulle nahm dem Jakob wohl auch die Pfahlstecken und schweren Schiffsstangen ab und lud sie auf ihren eigenen Tragkorb, den sie an Hanfbändern über dem Rücken befestigt hatte.

Die Stecken und Schiffsstangen aber schutzte sie so leicht und behend auf die Kötze oder Kürbe hinauf, daß sich der krumme Jakob darüber jedesmal höchlich verwunderte und sich's gar nicht erklären konnte; doch dachte er darüber nicht weiter nach.

So vergingen drei Jahre und der geborene Edelmann hatte sich während dieser Zeit keinen Augenblick nach der Burg seiner Väter zurückgesehnt; selbst in dem Falle, daß er von Seite seines grausamen und ungerechten

Bruders keine schlimme Behandlung hätte zu erdulden gehabt, würde er den jetzigen Seelenfrieden, welchen nur Arbeit, Pflichterfüllung und Genügsamkeit gewährt, nimmer mit dem vielleicht glanzvollen, aber unruhigen und leidenschaftlichen Treiben des höfischen Lebens vertauscht haben.

Da sagte eines Morgens die Frau Hulle:

Krummer Jakob, seit drei Jahren lebst Du nun bei mir, hast Dich wacker gehalten, fleißig gearbeitet und alles erlernt, was ein tüchtiger Landmann wissen und können soll! Nun ist es Zeit, bei Deinem Bruder Besuch zu machen und ihn zur Herausgabe Deines Erbteils aufzufordern.

Der krumme Jakob wollte anfangs dagegen allerlei Einwände erheben, er habe sich nun an dieses ruhige, friedliche Leben längst gewöhnt, wolle von seinem schnöden Bruder keine Gnade erbetteln u. s. w.

Aber Frau Hulle ließ diese Einwände nicht gelten.

Es ist einmal Dein gutes Recht, sprach sie mit großer Entschiedenheit, und Dein Bruder ist vor Gott und der Welt verpflichtet, Dein Erbteil herauszugeben.

Ohne weiteres Verhandeln forderte sie also am nächsten Tage den krummen Jakob auf, seine Krücke zu nehmen und mit ihr zur Burg des Bruders zu gehen.

Jakob gehorchte.

Nach mühseliger Wanderung langten die beiden endlich vor der Burg an und nach längerem Bemühen wurden sie durchs Thor eingelassen.

Wie dazumal vor drei Jahren saß der Burgherr mit einigen seiner Kumpane unter der großen, breitästigen Linde, von welcher die Sage ging, daß an ihr Blühen und Gedeihen auch das Dasein der Burg geknüpft sei.

Die Herren sangen eben ein fröhliches Zecherlied, als Frau Hulle mit dem krummen Jakob über den Burghof bis zur Mitte desselben geschritten kam.

Zum Teufel rief der halbbetrunkene Burgherr, was hat man denn da für ein Gesindel hereingelassen?

Hu, ein altes Weib und ein Krüppel! Eine saubere Gesellschaft das!

Frau Hulle aber nahm das Wort und sprach:

Der krumme Jakob der hier vor Euch steht, verlangt durch mich sein väterliches Erbteil heraus und zwar die Hälfte des baren Geldes, welches Ihr, — wir wissen das recht wohl — unten im Burgkeller in einer eisernen Truhe versperrt haltet.

Scher' Dich zum Henker, alte Hexe, rief der Burgherr wütend, mitsammt Deinem krummen Jakob! Daß ich so dumm wäre, mit diesem Tölpel mein Geld zu teilen! Fort, oder ich lasse euch durch meine Hunde längere Beine machen!

Da richtete sich die Frau Hulle auf einmal empor, es war, als ob sie größer und stärker würde, streckte den Spinnrocken, welchen sie bei sich trug, gegen den Lindenbaum aus und indem sie dreimal gegen denselben stieß, rief sie schauerlich:

So sei verflucht, Du hartherziger Bösewicht, verflucht wie diese Linde hier, die von Stund' an verwelken und verdorren soll!

Dann faßte die Frau den krummen Jakob beim Arme und zog ihn mit sich hinfort, über den Hof zum Thore und von da über die Zugbrücke hinaus.

Durch den Lindenbaum strich aber gleich darauf ein klagender Herbstwind, daß die Vögel erschreckt von den Zweigen aufflogen, ein Blatt ums andere wirbelte zur Erde nieder und die Windfahnen auf den Türmen der Burg begannen zu knarren und zu ächzen, der Burgherr aber sagte zu seinen Zechgenossen, die mit bleichen Gesichtern um ihn herum saßen: laßt uns in den Saal hinaufgehen, mich beginnt auf einmal zu frösteln!

In der Nacht aber begann ein Unwetter loszubrechen, daß man glauben konnte, der jüngste Tag wäre gekommen.

Grelle Blitze flogen wie glühende Pfeile unaufhörlich durch die Luft und prasselnde Donnerschläge machten die Felsen erzittern.

Der Lindenbaum barst, von einem Blitzstrahl getroffen, in der Mitte auseinander und stürzte gerade vor die eiserne Thüre, die zu dem Keller hinabführte, in welchem die Goldkiste war; in Todesangst und voll Sorge um sein Geld hatte sich der Burgherr da hinuntergeflüchtet, wie ein gehetztes, zu Tod verwundetes Wild lag er auf der Truhe, welche sein alles, seinen Mammon, barg.

Da die Eisenthüre nach außen aufging, die gewaltige Linde aber direkt davor niedergestürzt war, so konnte des krummen Jakob Bruder nimmer herauskommen und mußte auf seiner Geldkiste elendiglich verhungern.

Nach acht Tagen aber sprach Frau Hulle wiederum zu dem krummen Jakob: komm, wir wollen einmal nach der Burg Deines Bruders schauen, wie 's ihm selber ergeht!

Und die beiden wanderten zur Burg, aber — sie lag vollständig in Trümmern und Raben, die vom Hochgerichte kamen, flogen über sie hinweg.

Frau Hulle aber ging mit dem krummen Jakob zu dem Lindenbaum, der noch immer vor der eisernen Thüre lag, schob ihn mit einer Hand so leicht hinweg als wär's eine Weidenrute, dann stieg sie zur eisernen Truhe hinab, neben welcher ihr einstiger Besitzer tot ausgestreckt lag, sprengte mit ihrem Spinnrocken den Deckel der Kiste auf und nahm genau die Hälfte des darin befindlichen Geldes heraus, während sie die andere in der Truhe liegen ließ.

Der krumme Jakob war natürlich nicht im stande, das Gold, welches ein Gewicht von mehreren Zentnern hatte, nur zu heben, wiewohl er durch sein vieles Arbeiten bedeutend stärker und kräftiger geworden war, geschweige denn gar fortzutragen.

Die Frau Hulle aber lud es in ihren Tragkorb

und trug die Last so leicht nach Hause, als wären's nur einige Pfund Butter.

Der krumme Jakob war jetzt ein reicher Mann geworden, aber er veränderte deshalb nicht im geringsten seine Lebensweise.

Arbeit hatte er als das größte Glück des Menschen kennen gelernt, ihr wollte er auch jetzt, umgeben von einem wahrhaft fürstlichen Reichtum, treu für's Leben bleiben.

Er kaufte sich allerdings einen gewaltig großen Bauernhof, nahm Knechte und Mägde und betrieb eine wahre Musterwirtschaft, doch legte er überall selbst mit Hand an und überdies that er den Armen gutes, wo und wie er nur konnte.

Die Frau Hulle konnte er trotz allem Bitten und Flehen nicht bewegen, mit ihm auf den neuen, prächtigen Hof, der im ganzen Lande nicht seines gleichen hatte, zu ziehen!

Ich will und muß bei meinem Häns'chen bleiben! wiederholte sie immer und immer wieder und wackelte dazu mit dem Kopfe.

Glück und Wohlstand waren des krummen Jakob beständige Gefährten, alles, was er angriff und unternahm, war vom besten Erfolge begleitet und die Leute sprachen nimmer vom krummen, sondern nur mehr vom glücklichen oder vom guten Jakob.

Nach Umlauf eines Jahres drängte es ihn aber aufs heftigste, die edle Frau Hulle, die Urheberin und

Förderin all seines Lebensglückes, in ihrem Häuschen aufzusuchen.

Aber wie er auch suchte und suchte, von dem Häuschen war nichts mehr zu sehen, nur ein Rosmarinzweiglein lag auf der Stelle, wo der krumme Jakob die Frau Hulle zum ersten Mal gesehen hatte.

XXXV.

Die verunglückte Geisterbeschwörung.

Auf der Burg Steffling oder wie sie früher hieß, Stefaning, lebte einst eine Landgräfin, Adelheid geheißen; dieselbe war eine geborne bayerische Prinzessin.

Sie soll in dem Bergfried*) viele Schätze verborgen haben, doch erst allemal am Ende eines Jahrhunderts sollen dieselben gehoben werden können und dann wird auch für die Landgräfin, welche bis dahin als Burggeist umgehen muß, die Erlösungsstunde schlagen.

Allerdings mag es nicht so leicht sein, solches zu bewerkstelligen, wie folgendes Vorkommnis beweist.

Einst hatte einer der Besitzer genannter Burg die Kunst der Teufelsbeschwörung erlernt oder er glaubte dies wenigstens und so lud er denn eines Tages einen guten Freund zu sich auf die Burg und machte demselben, als sie eben beim Wein im Burgzimmer saßen, die Mitteilung, daß er in der kommenden Geisterstunde einmal alle Hexen seiner Mark in den Burghof beschwören wolle.

Der „gute Freund" fühlte sich zwar bei dieser Mitteilung anfangs durchaus nicht behaglich und gedachte, Ausflüchte zu machen; er müsse noch heute nach Hause, seine Frau erwarte ihn sehnsüchtig, eins von den Kindern sei nicht recht wohl und was dergleichen Gelegenheitslügen ihm gerade in den Sinn kamen.

* Wachtturm einer mittelalterlichen Burg.

Papperlapapp, sagte der Burgherr, die beiden Enden seines Schnurrbartes zwischen den Fingern drehend, das sind faule Fische! Du bleibst einfach heute bei mir über Nacht und wirst an dem, was Du siehst, Deine helle Freude haben!

So mußte denn der gute Freund wohl oder übel bleiben, um nicht in den Verdacht etwaiger Furcht und Hasenherzigkeit zu fallen und als nun die Mitternachtsstunde heranrückte, begab sich der Burgherr in der Kleidung eines Zauberers mit hohem, schwarz und weiß bemalten Spitzhut und einem Zauberstabe in der Rechten mit dem Freunde in den Burghof.

Der Mond schien hell, die umliegenden Waldränder des Regenthals hoben sich so scharf von dem blauschwarzen Himmel ab, daß man meinen konnte, sie wären förmlich mit Messer oder Schere ausgeschnitten.

Alsbald begann der Burgherr seine Beschwörungskünste und wirklich kamen, sobald nur der erste Schlag der Mitternachtsstunde vom Schloßturm ertönte, schattenhafte Gestalten, die meisten auf Besenstilen oder Heugabeln sitzend oder auch reitend, durch die Luft gefahren und stellten sich dann vor den Meister, der sie so wirksam beschworen hatte, in Reih und Glied auf, es waren lauter Hexen!

Gib acht, sagte jetzt der Zauberer zu seinem Freunde, der sich vergeblich bemühte, sein Zittern zu verbergen, gib acht, jetzt werd' ich die Damen zum Tanzen zwingen!

Wirklich begannen die Hexen, nachdem der Burgherr eine neue Zauberformel gesprochen hatte, zu tanzen, schließlich zwang er sie sogar, in den Backofen hineinzuspazieren!

Auf einmal aber hatte der Hexenmeister, wie es schien, die richtige Formel vergessen, die „gerufenen Damen" wollten ihrem Herrn nimmer gehorchen und ehe man drei zählt, waren sie allesammt aus dem Backofen heraus, stürzten sich wütend auf den Zauberer nebst dessen Freund, und schlugen die beiden mit ihren Besenstilen zuerst windelweich, dann aber banden sie ihre Opfer mit Stricken und begannen sie in diesem wehrlosen Zustande dergestalt zu kitzeln, daß sie vor Lachen schier den Atem verloren.

Nimmer ki . . . ki . . . kitzeln! baten und flehten die Armen, aber alles half nichts, bis endlich grad noch zur rechten Zeit der Burgkaplan mit Kreuz und Weihwasser erschien, worauf die Unholdinnen sogleich von ihren Opfern ließen und auf ihren Steckenpferden durch die Luft davonjagten.

Erst nach einigen Tagen vermochte der Burgherr und sein Gast von den zerschlagenen Gliedern wieder insoweit Gebrauch zu machen, daß sie wenigstens gehen konnten.

Im nächsten Jahr, sprach der erstere, werd' ich die Beschwörung wieder probieren, dazu bist Du schon jetzt, lieber Freund, geziemend eingeladen.

Hol' Dich der . . . mit Deiner Einladung, erwiderte jener zornig, mit der Hand einige besonders schmerzhafte Beulen reibend, ich hab' an der einen Beschwörung genug, in Zukunft magst Du das Vergnügen, halbtot geprügelt und gekitzelt zu werden, alleinig genießen!

XXXVI.

Die Zwillingsbrüder.

In der Stadt Lauingen, am Donaufluß gelegen, gab es vor Zeiten ein sehr gutes, vielbesuchtes Wirtshaus; denn der Besitzer desselben, welcher zugleich eine große Ökonomie betrieb, war ein sehr tüchtiger Mann und verstand es vortrefflich, seine Gäste, unter denen auch vornehme Ritter und Rittersfrauen, Edelknechte und Knappen sich einfanden, auf jegliche Weise zufrieden zu stellen.

Dieser Mann besaß zwei prächtige Söhne, die sein Stolz und seine Freude waren und nicht nur äußerlich sich zum Verwechseln ähnlich zeigten — sie waren Zwillinge —, sondern auch an inneren, edlen Eigenschaften miteinander geradezu wetteiferten.

Durch den Verkehr mit den vielen Rittern, auch sonstigen Reisigen und gewaffneten Leuten hatten aber Klaus und Werner, — so hießen die Zwillingsbrüder, — große Übung und Fertigkeit im ritterlichen Waffenspiel, im Fechten und Ringen, gewonnen und wenn — was gar nicht selten der Fall war — die Bürgerschaft der Stadt Lauingen gegen die bösen Raubritter des Donaugaues ziehen mußte, so thaten sich die beiden Brüder vor allen anderen durch ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit hervor.

Da starb der Vater eines plötzlichen Todes, ohne daß er durch ein Testament über die reiche Verlassenschaft

irgendwelche Bestimmungen getroffen hätte und allgemein befürchtete man, daß es zwischen den beiden Brüdern, bei welchen ja das Recht der Erstgeburt nicht entscheiden konnte, darüber im Laufe der Zeit zu argen Mißhelligkeiten kommen würde. Diese Befürchtung trat leider nur zu bald ein.

Der eine Bruder nämlich und zwar Werner verheiratete sich nach Jahresfrist mit einer braven und sehr vermöglichen Bürgerstochter und wollte nun mit dem Heiratsgute derselben gerne das väterliche Anwesen erwerben.

Darauf aber wollte sich Klaus unter keiner Bedingung einlassen, ja er geriet darüber sogar in zornige Erregung. Ein Wort gab nun das andere und schließlich rief der verheiratete Bruder: Lebte der Vater noch, beim Himmel, er würde seine Schwiegertochter mit Freuden ins Haus nehmen. Das will ja auch ich, erwiderte Klaus, aber abkaufen lasse ich mir mein väterliches Erbe nicht!

Mein Erbe sagst Du? Es ist auch das meinige und Du hast kein Recht, alleinig darüber zu verfügen!

Und bötest Du mir dafür ein Kaisertum, rief Klaus, immer zorniger werdend, ich gäbe das, was einmal mein gehört, nimmer heraus!

Dabei griff der jähzornige Jüngling an seinen Degen, als wollte er Miene machen, denselben aus der Scheide zu ziehen.

Was, schrie Werner, einen Schritt zurücktretend und gleichzeitig auch seinen Degen ergreifend, Du willst mir mit Gewalt drohen?

Als wäre der Teufel im Spiele, hatten schon im nächsten Augenblicke beide Brüder ihre Degen gezogen und Werner drang so hitzig auf den Klaus ein, daß sich dieser mit allen Kräften und aller Geistesgegenwart zur Wehr setzen mußte und bei einem Ausfall, den er eigentlich nur unternahm, um den Bruder zurückzutreiben, traf er denselben so unglücklich in die Brust, daß sogleich ein Blutstrom hervorschoß und der Getroffene unter einem lauten Aufschrei zusammensank. Jetzt eilten von allen Seiten die Leute herbei, ein Knecht aber, der dem Klaus, welcher neben dem liegenden Bruder kniete und wie verzweifelt that, von Kindheit an ergeben war, riß denselben rasch empor und rief ihm zu: flieht, um Gottes-willen, flieht! die Schergen kommen schon, alles, hört Ihr, schreit schon Mord und Totschlag!

Da sprang Klaus, wie von einem Fiebertraum geschüttelt, von der Erde auf, warf noch einen verzweifelten Blick auf den im Grunde des Herzens heißgeliebten, nun in seinem Blute schwimmenden Bruder den er gemordet hatte, und schwang sich dann rasch auf ein Pferd, das ihm seine Knechte so schnell als möglich aus dem Stalle vorgeführt hatten.

Er sprengte querfeldein mit verhängtem Zügel, nicht wissend, wohin das Roß ihn pfeilschnell trug; dieses aber galoppierte über die Donaubrücke, dann jagte es über die Heide dahin.

Eben war damals zwischen dem mächtigen Herzog Leopold von Österreich und dem Schweizervolke ein Krieg

ausgebrochen und von allen Seiten zogen die Ritter zum Beistand des Herzogs herbei; denn dieser war eben im Begriffe, ins Land der freien Schweizer zu ziehen und dieselben seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Das Glück nun wollte es, daß der flüchtende Klaus dem tapferen Ritter von Ellenbach begegnete, der gerade mit seinen Dienstmannen in jenen Krieg zog. Sogleich erbot er sich zur Teilnahme an diesem Zuge und der Herr von Ellenbach, der an dem schönen, kraftstrotzenden Jüngling sogleich Gefallen fand, nahm dessen Anerbieten freudig an.

So zog denn Klaus gegen die Schweizer, welche bei Sempach mit den österreichischen Rittern zusammentrafen.

Da kam es nun zu einer grimmigen Schlacht, Herzog Leopold mit all seinen Rittern und Dienstmannen wurde trotz aller Tapferkeit von den Schweizern, die um ihre Freiheit wie die Löwen kämpften — öffnete doch Arnold von Winkelried damals durch seinen Heldentod der Freiheit eine Gasse! — geschlagen und zu hunderten bedeckten die Leichen der Besiegten die grausige Walstatt.

Auch Klaus von Lauingen lag darunter, doch lebte er noch, obgleich er schwer verwundet war; aber der viele Blutverlust hatte ihn so geschwächt, daß er kein Glied regen konnte und wie tot neben den übrigen lag.

Des andern Tags kamen die Sieger auf das Schlachtfeld zurück und plünderten die Toten, was sie für ihr gutes Recht erachteten.

Wohl kam es auch vor, daß der oder jener der armen

Besiegten beim Abnehmen der Rüstung, beim Auskleiden und Umwenden seines Körpers noch einmal zum Bewußtsein kam und sich zu rühren begann; wenn aber die rohen und erbitterten Schweizer solches bemerkten, so nahmen sie meist Schwert oder Keule zur Hand und stachen oder schlugen den Betreffenden vollends tot.

So kamen denn auch zwei dieser Schweizer zu dem wie tot daliegenden Klaus und einer von ihnen begann ihn anzufassen und wollte der vermeintlichen Leiche eben den Panzer abschnallen, als Klaus die Augen aufschlug und sich empor zu richten versuchte.

Der lebt ja noch! rief der eine der Plündernden und sogleich griff er nach seinem Dolchmesser, das im Gürtel steckte und wollte dem verhaßten Feinde den Garaus machen.

Aber sein Landsmann fiel ihm in den Arm.

Du wirst doch den Mann nicht morden wollen? rief er drohend und mit funkelnden Augen.

Warum denn nicht? fragte der andere entgegen, ist er nicht unser Feind?

Ja, versetzte jener, noch immer den Arm des Landsmannes, dem er an Kraft weit überlegen war, wie mit einer eisernen Klammer festhaltend, aber dieser Feind ist wehrlos, liegt halbtot in seinem Blute auf dem Rasen, das wäre schändlich, Werner . . . .

Bei diesem Namen richtete sich Klaus, als wäre auf einmal neue Lebenskraft in seine Adern geströmt, in die Höhe.

Schon' mein Leben, Werner, schon' mein Leben, bat er flehentlich — denn der Schwerverwundete hatte alles gehört — o, ich hatt' auch einen Bruder, der Werner hieß, einen heißgeliebten Bruder, aber ich habe ihn .....

Hier fiel Klaus neuerdings in Ohnmacht, doch einer der beiden Schweizer fing den Sinkenden in seinen Armen auf.

Laßt uns handeln, Werner, sprach derselbe, wie es ehrlichen Männern und braven Christen geziemt! Komm, hilf mir den Verwundeten in unser Häuschen tragen!

Klaus, rief der Angeredete und es war, als ob der rauhe Mann im Tone etwas zitterte, Du bist und bleibst immer der edlere Bruder!

Stillschweigend reichte ihm dieser die Hand, — wo wenige Stunden vorher soviel Haß und Erbitterung die Erde mit Blut getränkt, schwebte jetzt der Engel der Liebe darüber, die vielen Erschlagenen aber, die rings umher lagen, wußten nichts mehr davon.

* * *

Der gerettete Klaus war im Hause der beiden Brüder gut aufgehoben.

Er erholte sich, unter der liebevollen Pflege von Werners Frau und dessen lieblicher Tochter Veronika, mehr und mehr und als der Herbst und Winter vorüber war und Berg und Thal ihr neues Kleid, das der Frühling brachte, angezogen hatten, da war Klaus vollständig hergestellt und aus dem ehemaligen Landesfeinde der treueste,

dankbarste Freund geworden, der seine Retter gleich Brüdern liebte und auch von diesen mit der gleichen Liebe belohnt wurde.

Aber — hienieden gibt es ja nirgends ein vollkommenes Glück und wo die Rosen am dichtesten nebeneinander blühen, da lauern darunter die meisten Dornen!

Wie ein böser, giftiger Wurm nagte an dem Seelenfrieden des fremden Mannes von der Donau das Bewußtsein der schrecklichen That, die er einst in der Hitze der Leidenschaft am eigenen Bruder verübt hatte und Thränen der bittersten Reue weinte er oft um den Teueren, den seine Hand in Mitte der Vollkraft und Jugend getötet hatte.

Doch die Toten stehen nimmer auf! so sagte sich Klaus immer und immer wieder, vergebens ist all mein Sehnen und Klagen, was einmal geschehen, ist und bleibt geschehen.

Die guten Leute, bei denen er lebte und arbeitete, suchten ihn über seine unglückliche That, von welcher er ihnen nur andeutungsweise Mitteilung gemacht hatte, so gut als es eben möglich war, zu trösten und besonders war es die edle und liebevolle Veronika, welche den fast immer traurigen Fremdling zu beruhigen und zu erheitern trachtete.

Als aber seit jener fürchterlichen Schlacht bei Sempach, wo der Dienstmann des Ritters von Ellenbach auf so wunderbare Weise gerettet worden war, bereits mehrere

Jahre verflossen waren, ergriff den Klaus eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach seiner Heimatsstadt.

Das unglückselige Verbrechen war ja längst verjährt und im übrigen, wer sollte ihn erkennen? Aussehen und Kleidung würde er leicht derart verändern können, daß wohl niemand auf den Gedanken käme, in diesem Manne den einst so fröhlichen, so lebenslustigen Klaus von der Stadt Lauingen an der Donau vor sich zu haben.

Alle bedauerten sein Fortgehen, am meisten Veronika.

Klaus aber tröstete das gute Mädchen.

Ich kehre gewiß wieder zurück, sagte er beim Abschied, und Du wirst sehen, Veronika, daß mein Herz in alter Treue Dir und den Deinen entgegenschlagen wird!

Will's Gott, so führe ich Dich dann als mein Weib zum Traualtar.

Veronika erwiderte nichts, aber die Augen standen ihr voll Thränen, als sie dem Klaus die Hand zum Abschied reichte.

* * *

So zog denn der Mann, welcher einst vor Jahren als Feind ins Land der biederen Schweizer gekommen war, wieder von dannen, aber dieses Land war ihm zur zweiten Heimat geworden.

In verhältnismäßig kurzer Zeit gelangte er über

den schönen Bodensee hinüber ins Schwabenland, zur schönen Donau, deren wald- und bergbekränzte Ufer er so lange nimmer gesehen hatte.

'S war Frühling und warmer Sonnenschein weckte die Blumen und Blüten auf, daß sie prangten und dufteten und aus dem Wald ließ sich oft die Stimme des neckischen Kuckucks vernehmen.

Eines Abends langte er als unbekannter Wanderer vor den Thoren Lauingens, seiner Vaterstadt, an.

Das Herz pochte dem Manne stärker als damals in der Schlacht bei Sempach, wo seine Waffenbrüder zu hunderten dem grausigen Morden erlagen und tausend Erinnerungen aus einer längst verblichenen Vergangenheit stürmten durch die Seele des Wanderers.

Er sah sich als Kind, als heiteres Kind mit dem Bruder spielen, sah ins treue Auge der lieben Mutter, ins ernste und doch so milde Antlitz des edlen, stets besorgten Vaters, sah seine Jugendzeit wie einen schönen Traum, wie einen lachenden Frühlingsmorgen an sich vorüberziehen.

Und dann kam gleich einem Gespenste der Nacht jene Schreckensstunde, in der er zum Mörder am eigenen Bruder geworden war!

Klaus schritt mit großer Anstrengung vorwärts, jetzt, — jetzt bog er um die wohlbekannte Straßenecke, von hier erblickte er das einstige Elternhaus!

Wie sich das alles verändert hatte!

Das alte Wohnhaus war nimmer zu sehen: an

seiner Stelle zeigte sich ein großes, stattliches Gebäude, von welchem die eine Seite offenbar bewohnt war.

Aber der alte Lindenbaum, in dessen Schatten er oft als Kind mit dem Bruder gescherzt nnd gespielt hatte, stand noch fest und stark wie dazumal vor dem neu erbauten Hause, auf der Bank, welche den Stamm umkreiste, saß ein blühender, kräftiger Mann und spielte mit einigen Knaben und Mädchen, es waren wohl seine Kinder.

Sollte er den Mann um die Ursache all dieser Veränderung fragen, um den jetzigen Besitzer dieses Hauses sich erkundigen?

Weshalb denn nicht?

Klaus schritt also unbedenklich auf den glücklichen Familienvater zu, der ihm freundlich entgegen sah.

Die sammtne Mütze vom Haupte nehmend, begann der Fremde eben seine Frage zu stellen, als er auf einmal an die Lehne der Bank sich anklammerte, als fürchtete er von einer Schwäche befallen zu werden und mit starren Blicken dem vor ihm Sitzenden ins Antlitz sah.

Was ist Euch, lieber Mann? fragte dieser besorgt, indem er sich zugleich von seinem Platze erhob.

Klaus aber, als er die Stimme hörte, hatte noch so viele Kraft, um in den Ruf auszubrechen: Allmächtiger Gott, es ist mein Bruder Werner! — dann sank er ohnmächtig in die Arme des Wiedergefundenen.

* * *

Werner nämlich war bei dem damaligen unseligen Ereignis zwar schwer, doch nicht tödlich verwundet worden und als er nach wohl langwieriger, doch glücklich verlaufener Krankheit wieder genesen war, gelobte er sich feierlich, seinem unglücklichen Bruder, den er ja selber so schwer gereizt hatte, nicht nur zu verzeihen, sondern er ließ das ganze, ohnedies schon etwas baufällige Haus niederreißen und ein vollständig neues, größeres und schöneres erbauen, um nie mehr an die eigentliche Veranlassung des grauenvollen Bruderkampfes erinnert zu werden.

Der eine Teil dieses Hauses aber wurde ganz unbewohnt gelassen, weil Werner nicht von der Hoffnung ließ, seinen Bruder noch einmal im Leben wiederzusehen und mit ihm dann all sein Besitztum brüderlich zu teilen.

Noch im selben Jahre aber wanderte Klaus, nun innerlich vollständig genesen und dem Leben wieder neu geschenkt, nach der Schweiz zurück und holte dort die treue Veronika ab, die sich vor Freude kaum zu fassen wußte, um mit ihr als seiner glücklichen Frau an der Seite des Bruders und seiner Familie in Lauingen ein trautes Heim zu gründen und in Eintracht und Liebe mitsammen zu leben bis zum seligen Ende ihrer Tage.

XXXVII.

Maria Eich.

Der Herr Kurfürst jagte im Revier.

Laut erklangen die Töne des Hifthorns durch den sonst so stillen Wald und die Rüden erhoben ein Gebell, daß man glauben konnte, die Holzhetzer*) kämen herangezogen.

Drüber wurde gar mancher Vogel aufgescheucht und erschreckt flog er über die Baumwipfel hinweg; auch die Eichkätzchen mit ihren rotbraunen, buschigen Schweifen kletterten bis zuhöchst in die Zweige empor und hüpften und sprangen daselbst umher, als wollten sie das Fliegen erlernen.

Doch fürchteten diese kleinen Waldbewohner ohne Grund für ihr Leben; nach weit stattlicherm Wild wurde gejagt, nach stolzen Hirschen, die mit ihren schönen, astförmigen Geweihen in flüchtigem Sprung über Feld und Wiese setzten.

Jetzt brach ein Zwanzigender, von der kläffenden Meute verfolgt, durch die Lichtung, ein Anblick, der jeden Waidmann mit Wonne erfüllte.

Ihm nach! ihm nach! rief der Kurfürst, dem schäumenden Hengste die Sporen einsetzend.

Das ganze Gefolge brauste dem hohen Jäger nach, der schöne Hirsch lief um sein Leben.

*) D. i. die wilde Jagd; vrgl. „Bavaria", II, 1, 237 ff.

Über Felder und Wiesen ging es dahin, einem Eichenwald entgegen.

Heilige Ruhe hatte in demselben bisher geherrscht.

Höchstens daß goldne, grün oder blau schillernde Käfer über süß duftenden Blumen schwirrten, kleine, glänzende Schmetterlinge auf und nieder schwebten und der Sang eines Vogels durch die grünbelaubten Zweige drang.

Sonst war alles still gewesen.

Jetzt aber erscholl von ferne her wildes Getöse, Schreien und Lärmen, Hörner erklangen, Hunde bellten, und der Hufschlag galoppierender Pferde ließ sich vernehmen.

Der gehetzte Hirsch, ein prächtiges Thier mit majestätischem Geweih, kam herangeflogen.

Hinter ihm drein keuchten in wütendem Laufe seine Verfolger, voran die Hunde, heulend und einander überstürzend, dann die schaum- und schweißbedeckten Rosse, auf ihnen die Reiter mit glühenden Wangen, die Peitsche schwingend, den Oberkörper vorwärts gerichtet, fast an den Hals der Pferde geschmiegt, den funkelnden Blick starr auf das fliehende Opfer gebannt.

Auf einmal machte der Hirsch Halt, so plötzlich, so unerwartet, als ging es dicht vor ihm in gähnende Klüfte hinab.

Die Meute that desgleichen, wie festgebannt blieben die Hunde auf einmal stehen, die Pferde bäumten empor, daß ihre Reiter fast zu Boden stürzten.

Der Hirsch aber stand unter einer gewaltigen Eiche, zitternd und bebend, nach Atem ringend, doch seine großen, dunklen Augen schauten ruhig und furchtlos den Verfolgern entgegen, als ob sie wüßten, daß nunmehr von den Menschen nichts mehr zu fürchten sei.

Der Kurfürst stieg vom Pferde, nach ihm die Herren des Gefolges.

Ein Wunder, meine Herren, ein sichtbares Wunder! rief er lebhaft, der Eiche näher tretend, bei wem mag der Verfolgte Zuflucht gefunden haben?

Da kam aus naher Laubhütte ein ehrwürdiger Greis geschritten.

Ein schneeweißer Bart wallte ihm die Brust hernieder bis zu dem Stricke, der um die Lenden herum das härene Gewand zusammenhielt; aus den Augen leuchtete der Glanz eines Friedens, den nur die Entsagung und siegreiche Prüfung gewähren kann.

Der Greis sprach nichts, mit der Hand aber deutete er nach einem kleinen Bilde, das dicht über dem schönen Geweih des Hirsches in die Rinde der Eiche eingefügt war.

Es stellte Maria dar mit dem göttlichen Kinde; ruhig saß dasselbe auf dem Arme der Mutter und blickte sicher in die Welt hinaus; was hatte es denn auch zu sorgen, wenn die Liebe über ihm wachte?

Es war ja nur Zufall, daß eben die sinkende Sonne goldene Fluten durch den Wald ergoß und der Eichenstamm, worunter der Hirsch Zuflucht genommen, auf einmal in sanftem Rot erglühte.

Nicht Zufall aber war es, daß auf einmal die ganze Jagdgesellschaft in die Knie sank und der Andacht beseligender Frieden durch die Herzen zog.

Erst nach einer Weile erhob sich der Kurfürst.

Wir wollen nimmer jagen! sprach er tiefbewegt.

Da ging der Hirsch von der schützenden Eiche hinweg, ruhig, furchtlos, als strebte er einem erquickenden Waldquell entgegen; bald war er hinter den dunklen Bäumen verschwunden. —

Maria Eich aber ist noch heutzutage wohlbekannt, auf der Fahrt nach dem lieblichen Starnbergersee winkt es Dir aus waldbekränzter Ferne freundliche Grüße zu.

XXXVIII.

Der Mann aus Welschland.

Ein arger Sturm jagte übers Land und mit den müden Bäumen trieb er ein loses Spiel; denn es war schon Herbst, die Wiesen zeigten sich mit den lilafarbigen Zeitlosen besetzt und die silbernen Marienfäden waren weit und breit auf den Fluren zu sehen.

Im Wald aber, wie gesagt, da trieb der Wind sein Spiel; ohne Erbarmen riß er die schönsten Blätter von den Bäumen, gelbe, rote, purpurfarbige, wie 's eben kam, wirbelte sie noch eine Zeit lang in der frostigen Luft herum, als wollte er den armen Schelmen noch einmal ein Stückchen Welt sehen lassen, dann mußten sie zur Erde nieder, die schönsten oft in eine Pfütze, eine Lache, daß sie gleich drinnen versanken.

Ein kleiner Mann im schwarzen Wams, ein gleichfarbiges Mäntelchen um die Schultern gezogen und ein stark getragenes Sammethütchen auf dem schwach behaarten Haupte, schritt auf einem Waldwege im Fichtelgebirge rüstig dahin, den Körper stark nach vorwärts geneigt, um gegen den oft heftig brausenden Wind anzukämpfen.

Unterm rechten Arme trug er einen länglichen Kasten, ähnlich den Behältern, deren sich oft die Fischersleute bedienen. Nach langer, beschwerlicher Wanderung langte

das Männlein vor einem ärmlichen Hause an, schmal und niedrig, das Dach mit Stroh bedeckt.

Drinnen wohnte ein braver Mann mit Frau und fünf Kindern, der trotz seiner Armut bedrängten Menschen half, wann und wie er nur konnte.

Der kleine Mann pochte an das nächst der Thüre befindliche, mehrfach verklebte Fenster des Häuschens und sogleich ward es drinnen in der Stube lebendig und die Kinder jubelten laut auf und riefen: Das Venediger Männlein kommt, das Venediger Männlein ist da!

Sogleich eilte der Vater hinaus und öffnete.

Gott grüß euch! rief er freundlich dem Kommenden entgegen, was ist das doch heute ein Stürmen draußen und Pfeifen, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte!

Ja, entgegnete der Fremdling, 's ist ein grausiges Wetter! Bald hätt' ich nimmer den Weg zu Euerm Häuschen hergefunden.

Armer Kerl, rief Hans voll treuherzigen Mitleids, da hättet Ihr wohl verhungern oder erfrieren müssen?

Der kleine Gast lachte ganz eigentümlich.

Das eben nicht, sprach er, das eben nicht, aber ich hätte dann von Dir, lieber Hans, nimmer Abschied nehmen können.

Abschied? fragte dieser betroffen, dann verstummte der gute Hans und er sah recht wehmütig drein.

Ja, es ist so, bestätigte das Männlein, ich muß

jetzt fort und komme diesmal, um von Euch Abschied zu nehmen.

Pressiert es denn gar so? fragte Hans.

Der andre nickte.

Geht's wieder in's Welschland?

Ja, nach Venedig, in meine Vaterstadt!

Die dunklen Augen des kleinen Mannes blitzten in einem lebhaften Feuer auf.

Aber so kommt doch in die Stube herein zu Weib und Kindern!

Die aber hatten bereits das kurze Gespräch zwischen dem Vater und ihrem lieben Venediger Männlein halb und halb gehört und sahen so traurig auf den eintretenden Gast, daß diesem selber recht wehmütig ums Herz wurde.

Ihr seid wirklich gute Menschen, sprach der Kleine, indem er seinen Kasten auf die Ofenbank niedersetzte und Hut und Mäntlein ablegte, ich werd's euch niemals vergessen, daß ihr mir jederzeit hier in dieser friedlichen Hütte ein gastliches Obdach gewährt habt.

Wir vergessen Euch auch nicht, sprach Hans; ihm und seinem Weib wurden die Augen naß, der kleine Seppi aber und seine Schwester Mechtild fingen laut zu weinen an.

Wer würde ihnen in Zukunft so schöne, wundersame Geschichten erzählen, wie das Venediger Männlein jederzeit gethan hatte?

Nachdem der Gast mit der ganzen Familie einen

kleinen Imbiß zu sich genommen hatte, zog er aus seinem Wammse ein blauseidenes Beutelchen hervor, das mit lauter funkelneuen Goldstücken gefüllt war.

Da hab' ich Euch ein kleines Andenken mitgebracht, sagte er, 's sind lauter Dukaten mit dem Markuslöwen drauf, in meiner Vaterstadt ließ ich sie von dem Golde prägen, das ich bei Euch hier im Fichtelgebirge gefunden habe.

Ein lauter Ausruf des Staunens und der Bewunderung entfuhr den Lippen der um den Tisch Sitzenden.

Ist's möglich? rief endlich Hans, von dem Golde, sagt Ihr, in unseren Bergen? Unsereiner hat noch sein Lebtag kein Körnchen gefunden!

Das Venediger Männlein lächelte wieder ganz eigentümlich.

Muß man eben verstehen, versetzte es, dann aber lenkte dasselbe rasch von diesem Thema ab und begann den Kindern eine wunderschöne Geschichte aus seiner Heimat weit über den Alpen drüben zu erzählen.

Am andern Morgen aber in aller Frühe wurde Abschied genommen; die Kinder alle schliefen noch, wohl träumten sie von dem Königssohne und dem schneeweißen Schwan, der sich dann in eine holdselige Prinzessin verwandelte.

Weckt sie mir nicht auf, sprach das Venediger Männlein zu Hans und seinem Weibe; der Herr der Welten segne sie in alle Zeiten.

Dir aber, Hans, sag ich noch dieses: solltest Du

jemals in Not und Drangsal kommen, so daß Du Dir gar nimmer zu helfen weißt, — wie oft und rasch ist das im menschlichen Leben der Fall! — dann komm getrost zu mir nach Venedig! Du wirst mich dort sicher treffen und eben so sicher werd' ich Dir helfen, drauf magst Du Dich so fest verlassen, wie auf das Evangelium.

Der erfreute Hans versprach dies dem Venediger Männlein in die Hand, noch einmal winkte dieses seinen braven Wirtsleuten freundlich zu, drauf verschwand es schnell in dem nebligen Herbstmorgen.

* * *

Einige Jahre lebte die brave Familie im Fichtelgebirge wie bisher ruhig dahin, zwar in recht dürftigen Verhältnissen, aber dabei glücklich und zufrieden und was könnte sich auch das verwöhnteste Menschenherz besseres wünschen?

Auf einmal aber brach über den armen Hans ein großes Unglück herein, grade war 's, als ob es so hätte sein sollen.

Eine böse Seuche raffte seinen kleinen Viehstand dahin und einige Monate drauf brannte ihm der Blitz, welcher gezündet hatte, sein Häuschen nieder, so daß der arme Mann im wahren Sinne des Wortes an den Bettelstab gebracht wurde.

Anfangs wollte er schier verzagen oder gleich gar

verzweifeln, das Weib weinte unaufhörlich und die Kinder neideten sich gegenseitig jede Brotkrumme ein, die sie etwa auf oder unter dem Tisch entdeckten.

Jesus, Jesus, rief die Mutter eines Abends, als die ganze Familie in einer notdürftig hergestellten Bretterbaracke hungrig und mißmutig beisammenkauerte, da heißt es immer: wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten! Kann bei uns die Not wohl noch größer werden?

Wenn nur das Venediger Männlein käme! rief Mechtild, von einer wehmütigen Erinnerung an jene früheren Zeiten ergriffen.

Da haben wir ja Gottes Hilfe! jubelte der Vater mit leuchtenden Blicken, wißt ihr was? Ich breche morgen in aller Frühe nach der großen Seestadt Venedig auf, der Heimat unseres lieben kleinen Gastes aus Welschland! Weißt Du's noch, Elsbeth, wie ich ihm an jenem Abschiedsmorgen die Hand darauf geben mußte, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, so bald ich ihrer bedürfte? Die Zeit, mein' ich, wäre gekommen!

Aber wie willst Du denn bis nach Venedig gelangen? fragte das Weib kopfschüttelnd.

Das laß meine Sorge sein! erwiderte Hans bestimmt.

Und Hans, Weib und Kind dem Schutze Gottes empfehlend, zog in die weite Ferne.

Seine Reise war von einem wunderbaren Glücke begünstigt.

In verhältnismäßig kurzer Zeit kam der Mann vom Fichtelgebirge über die ungeheuern Alpenmauern, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet bezwang er die größten Schwierigkeiten und eines Abends sah er das große, wunderbare Venedig vor seinen Augen liegen; bald darauf war er in der Stadt angelangt.

Hans meinte anfangs zu träumen; die prachtvollen Paläste, Kirchen und Türme, der Markusplatz, die Rialtobrücke, der Palast des Dogen und die mit zierlichen Gondeln befahrenen Lagunen und Kanäle, die Tausende vornehm gekleideter Männer und Frauen, welche sich auf den Straßen und Plätzen ergingen, — das alles machte auf den armen Wanderer aus weiter Ferne einen solchen Eindruck, daß er förmlich in einer andern Welt zu sein vermeinte. Dazu wölbte sich über dem allen ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, der draußen in unabsehbarer Weite mit dem azurnen Meer zu einer Linie verschwamm, — ach, war die Welt so schön!

Aber mitten in dieser unbeschreiblichen Pracht ward es dem guten Hans auf einmal wieder recht weh ums Herz: er gedachte seiner armen Familie daheim in jener Bretterhütte im Fichtelgebirge, gedachte des Zweckes, warum er die lange, lange Reise unternommen und der Unmöglichkeit in diesem Labyrinthe von Straßen und Kanälen, in diesem Menschengewoge, diesem Lärmen und Treiben das „Venediger Männlein" zu finden.

Eine unendliche Traurigkeit bemächtigte sich mehr und mehr seiner Seele.

Müde und abgespannt setzte sich der „Tedesko" schließlich auf die unterste Portalstufe eines prachtvollen, am canale grande liegenden Palastes und versank in tiefes Sinnen.

Plötzlich tönte von oben her zwei mal nacheinander und zwar laut und deutlich der Ruf „Hans" an sein Ohr.

Was war das? Wie von einem elektrischen Schlage gerührt fuhr der Gerufene empor.

Hans, Hans! erscholl es wiederum.

Er sah zur Höhe, denn von daher kam der Ruf.

Auf einem Balkone eben jenes Palastes, an dessen unterster Portalstufe Hans gekauert hatte, stand ein schöner, stattlicher Mann in der Kleidung eines vornehmen Patriziers, eine schwere, goldne Kette hing von beiden Schultern über die Brust herab, und ihm zur Seite befand sich eine junge, blühende Dame, in der Tracht des Cinquecento, einen Strauß weißer Rosen in der einen Hand, einen aus kostbaren Federn gebildeten Fächer in der andern haltend.

Hans, ertönte wieder die Stimme und diesmal erkannte der Gerufene deutlich, daß der vornehme Herr auf dem Balkone ihm rief, Hans, komm doch herauf zu mir!

War da eine Zauberei im Spiele? Der fremde Mann dort oben in dieser prachtvollen Kleidung, mit der goldenen Kette auf der Brust, konnte doch nicht das Venediger Männlein sein?

Sollte Hans dem Rufe Folge leisten?

Natürlich! Gefahr war ja schließlich keine dabei und wenn auch!

Er ging also festen Schrittes die steinernen Stufen zum Portale empor, schlug mit dem vergoldeten, einen Löwenkopf darstellenden Klöppel an den einen Thorflügel und sogleich drehte sich derselbe geräuschlos nach innen und ließ den Fremden eintreten.

Eine geradezu märchenhafte Pracht zeigte sich den erstaunten Blicken desselben.

Die breite Marmortreppe, welche zu den oberen Gemächern des Palastes führte, war mit kostbaren, buntfarbigen Teppichen belegt, zu beiden Seiten des Treppenhauses waren goldene Armleuchter angebracht, deren viele Wachskerzen bei der vorgerückten Tageszeit bereits angezündet waren und einen magischen Schimmer verbreiteten.

Ein schön gekleideter Diener empfing den Ankömmling und führte ihn durch mehrere Gemächer, von denen eines herrlicher als das andere war, in einen Saal, dessen Tapeten ganz in Gold und Silber gehalten waren.

Die gegenüber befindliche Flügelthüre wurde geöffnet und herein trat der vornehme Herr mit der jungen bildschönen Dame und eilte in freudigster Stimmung dem Hans entgegen.

Der aber stand einer Bildsäule gleich auf dem weichen Teppich, welcher den ganzen Boden bedeckte und

starrte dem Kommenden entgegen. Dieser hochgewachsene, stattliche Mann konnte doch um alles in der Welt nicht jener Kleine sein, der so oft in früheren Jahren an die Thüre seines Häuschens im Fichtelgebirge gepocht und um eine gastliche Aufnahme gebeten hatte?

Woher aber kannte er ihn, woher wußte er seinen Namen?

Aber da bist Du ja wirklich, mein lieber Hans! rief ihm der Patrizier freudig entgegen, sieh' einmal, Julia, hier steht der brave Mann aus Deutschland, von dem Dir Dein Vater schon so vieles erzählt hat.

Aber was bist Du denn ganz verstummt? fuhr der Venetianer nach einer kleinen Pause fort. Ach, ich verstehe: Du kennst mich wohl nimmer! Doch, da kann leicht geholfen werden!

Dies gesagt, enteilte der Patrizier durch eine Seitenthüre aus dem Saale, seine Tochter Julia aber bemühte sich, mit dem noch immer schweigsamen Besuche eine Unterhaltung anzuknüpfen, doch gelang ihr dies um so weniger, als ja die Venetianerin kein deutsches Wort zu sprechen wußte.

Doch siehe da, welch eine Überraschung!

Auf einmal öffnete sich wieder jene Nebenthür und das Venediger Männlein, wie es leibte und lebte, stand vor Hans, der sich jetzt vor Freude gar nimmer zu fassen wußte und am liebsten einen Luftsprung um den andern gemacht hätte.

Ja, grüß' Dich Gott viel tausendmal, Du mein

liebes, liebes Venediger Mannerl! rief der biedere Bergbewohner und streckte jenem die beiden Hände entgegen, jetzt ist 's recht, jetzt erkenn ich Dich wieder, jetzt schaust Du wieder grade so aus wie bei uns daheim im Fichtelgebirge!

Gelt, jetzt erkennst Du mich wieder, sprach der Venetianer, was doch nicht alles die Kleider ausmachen!

Aber nun, mein lieber Hans, sollst Du hier im Palaste bei mir und meiner Tochter als unser Gast verweilen, so lange Dir 's beliebt! Wie geht 's denn zu Hause den lieben Deinen?

Da gedachte der brave Hans in Mitte all der Pracht und des Glanzes, wovon er sich umgeben sah, seiner armen darbenden Familie und er fing bitterlich zu weinen an.

Aber Hans, rief das einstige Venediger Männlein in leichtem Unmute, drüber sollt' ich Dir eigentlich zornig sein, daß Du Deinem Versprechen so schlecht nachgekommen bist! Hab' ich Dir damals beim Abschied nicht gesagt, Du solltest zu mir kommen, so bald Du irgend meine Hilfe brauchtest?

Hans wollte einige Entschuldigungen stammeln, der andere aber verschwand wieder durch die Seitenthüre, kam jedoch gleich darauf zurück, in jeder Hand zwei Säckchen tragend, von denen ein jedes mit tausend Goldstücken angefüllt war!

Da nimm, sprach der Edle, und bring das Deinem Weib und den lieben Kindern nach Hause! Drum könnt

ihr euch ein schönes Haus und Feld und Wald kaufen und alle Sorge wird nun ein Ende haben!

Hans war nicht im stande; zu sprechen.

Heiße Dankesthränen quollen ihm aus den Augen und er wollte vor dem edlen Wohlthäter und dessen lieblicher Tochter in die Knie sinken; aber diese ließen es nicht zu.

Du hast mir, sprach der Venetianer, welcher jetzt Tracht und Gestalt eines vornehmen Patriziers wieder angenommen hatte, so oft in Deiner stillen, friedlichen Hütte weit dort oben im Norden ein gastlich Dach geboten und so viele Liebe gezeigt, daß diese Erkenntlichkeit nichts weiter ist, als die Erfüllung einer Pflicht!

Hans blieb noch einige Tage als Gast seines edelmütigen Freundes in dem schönen Venedig, dann aber eilte er auf den Flügeln der Sehnsucht zurück in die Heimat.

Als die Sommerblumen verblüht waren und die blassen Herbstzeitlosen wieder einsam auf den Wiesen erstanden, da wohnte Hans mit seinen Lieben bereits in einem schönen, geräumigen Hause, ein Obst- und Gemüsegarten, ein großes Stück Feld nebst einer Waldparzelle war sein Eigentum und wenn die Sonne untergegangen war und die Familie sich mählich zur Ruhe begab, dann galt das letzte Nachtgebet immer dem Manne aus Welschland.

XXXIX.

Der gottlose Bäckerbursche.

In Zell, am Main gelegen, trug sich einmal etwas Fürchterliches zu und zwar in der heiligen Christnacht.

Da durften die Bäcker kein Brot backen, ein vorlauter Geselle aber, der gerne reich geworden wäre ohne eigene Arbeit, hörte einmal von einer alten Frau — 's mag wohl eine Hexe gewesen sein, daß man beim Mehlmischen in dieser Nacht im Backtroge einen großen Schatz finden würde.

Aber Courage mußt Du haben! bemerkte die Alte und kicherte dazu.

Der Bursche verschränkte seine bloßen, kräftigen Arme vor der Brust und sah trotzig vor sich hin.

Haben wir auch! sprach er mit großem Selbstbewußtsein.

In der heiligen Nacht also, wo die Engel mit goldenen Flügeln umherschwebten und allen Menschen, die eines guten Willens waren, Frieden in die Herzen gossen, die Kinderchen aber in ihren Bettchen lagen, eine krausköpfige Puppe im Arme oder ein Pferdchen oder Lämmlein neben sich, und vom Christkind träumten und von seligem Erwachen, begab sich der Bäckerbursche in aller Stille in die Backstube hinunter.

Draußen wurde schon in die Mette geläutet, die Töne der Glocken verklangen und verzitterten in der

reinen Luft und Mond und Sterne schimmerten auf die schneebedeckten Dächer der Häuser und auf die weißen Felder und Wiesen hernieder.

Die Fenster aber der Kirche, worin die Mette ab-abgehalten wurde, waren schon hell erleuchtet, auf dem Hochaltare wurden die Kerzen angezündet und das ewige Licht schien durch die rote Glaswand und warf rote Streifen bald dahin bald dorthin.

Der Bäckergeselle aber ging in die Backstube hinunter.

Er begab sich gleich zum Mehlkasten, fand ihn aber versperrt.

Himmel Element, Kreuz, Donner und Blitz! fluchte der Gottlose, jetzt muß ich beim Meister erst den Schlüssel holen!

Der Meister aber, der sich an eben diesem Tage nicht recht wohl gefühlt hatte und deswegen nicht zur Mette gegangen war, schlief schon aufs beste und schnarchte, daß mans durch Thüre und Fenster hörte.

Dies aber hielt den Gesellen, der den Meister als einen gutmütigen, gefälligen Mann kannte, nicht ab, laut an der Thüre der Schlafkammer zu pochen, so daß der Schlafende endlich erwachte.

Was giebt 's denn? fragte er unmutig, den Kopf ein bischen nach vorwärts hebend.

Meister, rief der Geselle draußen, gebt mir doch den Schlüssel zum Mehlkasten, ich muß ja mischen!

Mischen? Was mischen? drang es brummend durch

die Thüre heraus; heute Nacht wird doch nicht gebacken! Mach, daß Du in Dein Bett kommst!

Ärgerlich über die Unterbrechung seines Schlafes legte sich der Meister wieder aufs Ohr und gleich darauf hörte man ihn schon neuerdings kräftig schnarchen.

Aber der Bursche, vom Teufel der Habsucht gefaßt, ließ nicht ab.

Nach einigen Minuten klopfte er schon wieder an der Thüre, heftiger und anhaltender als das erste Mal.

Jetzt aber wurde es dem neuerdings Geweckten denn doch zu bunt.

Da hört sich alles auf, schrie er zornig, eine solche Unverschämtheit!

Aber der gute Meister gehörte zu jenen Menschen, die wegen eines unbillig gestellten Verlangens zwar rasch in Zorn geraten können, aber dann trotzdem, das schnelle Aufbrausen ebenso schnell wieder bereuend, desto leichter zur Erfüllung des Begehrten geneigt erscheinen.

Unterm Backtrog liegt der Schlüssel! rief also der Meister, nachdem er noch eine Zeit lang gewettert hatte, schließlich zur Thüre heraus und vergnügt lächelnd schritt der Geselle, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, von dannen.

Jetzt aber sollte es an ein Mischen gehen!

Der Schlüssel zum Mehlkasten lag richtig an der bezeichneten Stelle, sogleich ward das Schloß aufgesperrt und der Mischer ging an die Arbeit.

Eben schlug es draußen vom Kirchturm halb ein Uhr.

Gierig schaute der Geselle in die gewaltige Teigmasse, die er mit kräftigen Händen durcheinander knetete.

Auf einmal wurde der Bäckermeister oben in seiner Schlafkammer zum dritten Mal und zwar durch einen furchtbaren, gellenden Schrei geweckt; dann ward wieder alles stille, die Ruhe der Nacht wurde nicht weiter gestört.

Am andern Morgen fand man aber in der Backstube eine Menge von Kleiderfetzen umherliegen, im Ofen eine verbrannte Teigmasse und Reste von verkohlten Gebeinen; der Böse hatte dem gottlosen Gesellen bei der Arbeit geholfen. —

XL.

Die Zaubergrotte.

Was das für ein Unwetter war!

Blitz auf Blitz zerriß die schwarzen Wolken und der Donner krachte unaufhörlich; dazu prasselte ein Regen nieder, mit Hagelkörnern untermischt, daß man meinen konnte, es käme eine zweite Sintflut heran.

Ein armer Köhler vom Fichtelgebirge wär' noch gerne vor Ausbruch des Gewitters in seine Hütte heimgekehrt, aber es war die reine Unmöglichkeit!

Wär' er nicht vom Blitz erschlagen worden, hätten ihn gewiß die Wasserfluten vertilgt, er mußte irgendwo einen Zufluchtsort finden und er fand ihn.

Eine Felsengrotte stand auf einmal vor ihm und der geängstigte Köhler huschte sogleich darunter hinein.

Das Wasser rann zwar stromweise von ihm, aber er war wenigstens jetzt im Trockenen.

Nach einer Weile verzog sich das Gewitter; der schwarze Wolkenmantel zog mehr und mehr hinter die waldigen Höhen hinab, blauer Himmel kam wieder zum Vorschein und die Sonne goß ihr helles Licht wie früher über die regendurchfeuchteten Matten und Wiesen.

Schon wollte der Köhler, der schützenden Grotte im Stillen dankend, daraus hervortreten, als ein eigentümliches, halb klingendes, halb klirrendes Geräusch hinter seinem Rücken ihn umschauen machte.

Aber was erblickte er da?

Der Mann mußte mit beiden Händen sich an den Seitenwänden der Grotte festhalten, um nicht, geblendet von dem Glanze und der Pracht des Geschauten, zu Boden zu sinken.

Der ganze Hintergrund der Höhle nämlich war verschwunden und statt dessen öffnete sich der Ausblick in eine Gegend, wie sie des größten Dichters Phantasie nicht zauberischer schaffen könnte.

Der ganze Boden, so weit das Auge sehen konnte, flimmerte und strahlte von Edelsteinen in allen Farben, weit draußen am Ufer eines blauschimmernden Sees strebte eine vieltürmige, wie in Gold gehüllte Kirche zum wolkenlosen Himmel empor und Orgelklänge drangen daraus hervor gleich den Akkorden einer Äolsharfe.

Wie mit unsichtbarer Gewalt zog's den armen Köhler hinein in diese Zauberwelt, schon wollte er der Verlockung Folge leisten, als er plötzlich von einer schreckhaften Angst ergriffen wurde und wie sinnlos stürzte er von dannen. Kaum aber war er zu Hause angelangt, als er sogleich von dem wunderbaren Ereignisse, das ihm begegnet war, in begeisterter Weise zu erzählen begann.

Ja, um alles in der Welt, rief das Weib des Köhlers erzürnt, warum bist Du denn nicht hineingegangen, Du Tolpatsch?

Da erzählst Du uns von lauter Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen, die Du g e s e h e n hast! Was haben wir denn von Deinem Sehen? Warum hast Du

denn nicht zugegriffen? Ach, ich sag's ja immer, Du kommst bei allem zuletzt und hast kein Herz für Deine arme Familie!

Voll Unmut sah der Getadelte zu Boden, er berente es selber, so schnell der ihm angebornen Furcht und Zaghaftigkeit nachgegeben zu haben.

Aber da kam eben der bereits erwachsene Sohn der Köhlersleute mit der Grete, seiner Braut, zur niederen Thüre herein.

Was ist denn los? fragte er beim Anblick der bekümmerten Miene seiner Eltern.

Nun erzählte ihm die Mutter das wunderbare Begebnis des Vaters, wie ihm das Glück förmlich nachgelaufen wäre, wie aber alles umsonst gewesen.

Ach, Vater, sprach der Sohn traurig, hättest Du nur einen einzigen Diamanten oder Rubin von der Straße aufgelesen, vielleicht wär' uns allen geholfen worden! Wir armen Brautleute möchten uns so gerne ein eigenes Heim gründen, aber wir können uns ja vor lauter Armut keine Wassersuppe wärmen.

Reichtum macht nicht immer glücklich, warf der alte Köhler kleinlaut ein.

Ach, geh' Du mir mit Deinen Sprüchen, versetzte das Weib zornig, handeln soll der Mensch, vom Reden kann man nicht fett werden.

Jawohl, handeln! rief der Sohn, seine Braut fest bei den Händen fassend, die Mutter hat recht. Komm,

Grete, laß uns beide nach jenem Orte gehen, jetzt, sogleich!

Das Mädchen besann sich nicht lange, sondern ohne Zaudern folgte es seinem Bräutigam.

Auf Wiedersehen, riefen sie noch durch die offenstehende Thüre von der Straße aus den Eltern zurück, auf Wiedersehen!

Aber sie kamen nimmer zurück.

XLI.

Die gleichen Träume.

Ein Bauersmann in der Nähe von Neumarkt hatte eines Nachts einen eigentümlichen Traum: es kam ihm vor, als wenn eine Jungfrau in der Tracht eines edlen Ritterfräuleins auf ihn zuträte und ihm sagte, er solle am nächsten Tage sich gegen Abend in Neumarkt einfinden und zwar im Wirtshause „zu den drei Mohren"; daselbst würde er mit einem Manne zusammentreffen und mit demselben solle er um Mitternacht nach der Burg Wolfstein gehen.

Das war freilich ein gar seltsamer Traum; doch weil Hiesel — so nannte sich der Bauer — ohnedies an einem der nächsten Tage einen Gang in die Stadt zu machen hatte, so konnte er ja immerhin die Verläßigkeit, beziehungsweise Unwahrheit des Traumes erproben.

Er wanderte also des andern Tages nach der Stadt und nachdem er daselbst glücklich angekommen und seine Geschäfte besorgt hatte, erkundigte er sich wirklich nach den „drei Mohren" und begab sich des Abends in das Wirtshaus.

Außer einem einzigen, kleineren Tische war daselbst alles dicht besetzt, Hiesel brauchte also nicht lange zu wählen, sondern er setzte sich, da ihm ohnedies kein ein-

ziger der vielen anwesenden Gäste bekannt war, an jenen einzelnen Tisch und ließ sich Trank und Speise kommen.

Als er nun so eine ziemliche Weile dasaß, schalt er sich selber, daß er um eines bloßen Traumes halber Zeit und Geld verschwendete.

Denn daß der Traum ein Hirngespinnst sein und bleiben werde, hielt er für ausgemacht.

Woher sollte ihm denn „der Mann" gleichsam zur Thüre hereingeschneit kommen, von dem ihm die Erscheinung im Traume gesagt hatte?

Wie Hiesel so am Tische saß und sich derartigen Gedanken überließ, wurde er auf einmal durch ein halblaut gesprochenes „Mit Verlaub" aus denselben aufgeschreckt.

Er sah auf und erblickte sich gegenüber einen Mann, der eben im Begriffe war, an seinem Tische Platz zu nehmen.

Was da viel Leute in der Stube beisammen sind! sprach der Fremde nach einer Weile, sich neugierig nach allen Seiten umsehend.

Seid ihr hier fremd? fragte Hiesel mit schlecht verhohlener Neugierde.

Das wollt' ich meinen, entgegnete der andere, froh, eine Ansprache gefunden zu haben, bin in meinem Leben noch nie in dies Wirtshaus gekommen.

Hiesel wurde aufmerksam.

So? sagte er in einem scheinbar gleichgiltigen Tone, dasselbe ist bei mir der Fall.

Jetzt wurde auch der neuangekommene Gast aufmerksam.

Ja, sprach er, es giebt oft im Leben gar seltsamen Anlaß, daß man das oder jenes thut; so hat mich in dies Wirtshaus „zu den drei Mohren" ein Traum hergeführt.

Ein Traum? fragte Hiesel überrascht; grade wie bei mir!

Das ist doch seltsam, rief der andere; es erschien mir im Schlafe ein Ritterfräulein . . .

Das mich aufforderte, am andern Tage . . .

Nach Neumarkt zu gehen . . .

Dort des Abends in das Wirtshaus zu den drei . . .

Mohren zu gehen, dort würde ich . . .

Mit einem Manne zusammentreffen, mit dem sollte ich um Mitternacht . . .

Nach der Burg Wolfstein gehen!

Diese gegenseitige Fortführung und Ergänzung des Gesprächs seitens der beiden Männer hatte zum Schlusse eine so lebhafte, beinahe aufgeregte Haltung angenommen, daß verschiedene Gäste verwundert zu den beiden Fremdlingen herüberschauten.

Diese selbst aber waren auf einmal wieder ruhig, ganz ruhig geworden, aber mit weit geöffnetem Mund und großen Augen sahen sie sich gegenseitig an.

Nach einer Weile aber riefen sie gleichzeitig: Was ist denn das? Wir haben ja beide die gleichen Träume gehabt!

Jetzt zweifle ich nimmer an der Wahrheit derselben, sagte Hiesel mit großer Zuversicht.

Auch ich nicht! fügte der andere hinzu und nach kurzer Zeit machten die auf so seltsame Weise zusammengekommenen Männer sich auf den Weg nach der Burg Wolfstein.

Als sie auf die Straße hinauskamen, war 's schon ganz stille, der Mond stand hoch am Himmel und deutlich sah man in der Entfernung von etwa einer Stunde die betreffende Burg, die vor Zeiten einem Raubritter gehört hatte und schon ziemlich zerfallen war, in heller Beleuchtung auf dem Rücken eines stark bewaldeten Berges stehen.

Eine brennende Neugierde, wie denn das Traumgesicht sich weiter entwickeln würde, hatte sich der nächtlichen Wanderer bemächtigt, zugleich aber auch eine ängstliche Stimmung über den möglichen Ausgang desselben.

Wie sie nur mehr wenige Schritte von dem halb zerfallenen Gemäuer entfernt waren, siehe, da kam den Männern eine weißgekleidete Gestalt entgegen und als dieselbe mit raschen Schritten näher und näher kam, erkannten die Männer zu ihrem größten Staunen dasselbe Ritterfräulein, nur noch viel schöner und größer, welches ihnen im Traum erschienen war.

Das Fräulein aber sprach freundliche Begrüßungsworte und bat dann die beiden Wanderer unter einem Strom von Thränen, sie möchten sie um Gottes Barmherzigkeit willen „erlösen".

Wie können wir das? fragten die Männer, welche beim Anblick des schönen, von so tiefem Schmerz ergriffenen Fräuleins von innigem Mitleid ergriffen wurden.

Folgt mir! flehte das Fräulein, ich werde euch genau sagen, was zu thun ist.

Die schöne Dame schritt voraus und führte die beiden Männer der Burg zu, woselbst sie vor einer eisernen Thüre, die halb geöffnet war, stehen blieb.

Macht diese Thüre ganz auf, flüsterte das Fräulein, indem sie aber zugleich merklich zusammenschauerte, und geht dann in den Raum hinein!

Drinnen werdet ihr in dessen Mitte eine große eiserne Truhe finden, auf ihrem Deckel liegt, — liegt eine Schlange, ihr braucht sie aber nicht zu fürchten, mag sie auch noch so gräulich aussehen. Sie hat einen Schlüssel im Rachen, den müßt ihr ihr entreißen! Dann sperrt die Truhe auf, sie ist bis an den Rand mit Gold und Edelsteinen gefüllt. Je mehr ihr davon nehmt, desto lieber ist es mir, — ich werde dann erlöst sein von dem Fluche, der auf mir als der Tochter eines Raubritters seit zwei hundert Jahren lastet.

Als das schöne Fräulein diese Worte mit flehender Stimme gesprochen hatte, zog sie sich zurück und verschwand hinter dem nächsten Mauervorsprung.

Die beiden Männer aber standen eine Weile betroffen da, dann aber faßten sie sich ein Herz, schritten gemeinsam auf die eiserne Thüre zu und rissen sie weit auf.

Ein kalter, modriger Luftstrom wehte ihnen daraus entgegen und im Dunkel drinnen leuchtete es wie glühende Kohlen.

Es waren die Augen der großen, armsdicken Schlange, welche, den Schlüssel der Truhe im Rachen, auf derselben zusammengerollt kauerte.

Hiesel und sein Begleiter wollten schon den Mut verlieren, aber sie ermannten sich dennoch und schritten direkt der Truhe und ihrem schrecklichen Wächter entgegen.

Wirklich trug die Schlange den Schlüssel in ihrem Rachen, aber sie blickte mit ihren rotglühenden Augen die Kommenden in so furchtbarer Weise an, daß diese auf einmal, von einem panischen Schrecken ergriffen, Reißaus nahmen und davon stürzten.

Bleibt, bleibt! hörten sie noch mit kläglicher Stimme das unglückliche Edelfräulein rufen, o Gott, jetzt ist alles verloren!

Aber ein furchtbares Grauen, das sich der beiden Männer bemächtigt hatte, hielt sie ab, dem Flehen der armen Verlassenen zu folgen und sie hemmten ihren Lauf erst dann, als sie die Häuser und Türme von Neumarkt im Mondschein wieder vor sich liegen sahen.

Das Edelfräulein aber blieb von dieser Zeit an verschwunden, nur ein leises Weinen und Schluchzen wollen Wanderer, die des Nachts an der Burgruine vorüberkamen, zeitweise gehört haben.

Vielleicht war 's bloße Täuschung, vielleicht auch nicht, — wer kann es wissen?

XLII.

Die große Katze.

Alles, was recht und billig war: aber wie 's der Wassermann in der Burgmühle trieb, war denn doch zu arg!

Regelmäßig des Abends nach dem Gebetläuten tauchte er aus dem Fluße empor, der Tag und Nacht mit gleichem Eifer die Räder trieb, wandelte, triefend vom Wasser und das Haupt von Schilfgras bedeckt, dem Hause des Müllers zu, machte sich die Hausthüre auf und schritt dann schwerfälligen Ganges in die Wohnstube hinein.

Dort setzte er sich, ohne alle Rücksicht auf die Anwesenden und ohne jemals ein Wort der Begrüßung zu sagen, an den viereckigen Tisch, langte aus den weiten Taschen seines grobtuchigen, wasserdurchtränkten Rockes einen Fisch um den andern hervor und begann solche vom Kopf bis zum Schwanze mitsammt den Gräten und Schuppen zu verzehren.

Wenn er mit seiner Mahlzeit, die von ihm höchst gründlich genommen wurde und jedesmal eine, nach Umständen auch zwei Stunden dauerte, zu Ende gelangt war, wanderte er wieder auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, in seinen Fluß zurück, tauchte unter und verschwand oder er streckte auch seinen Kopf noch eine Weile aus den rauschenden Fluten und sah mit

den wasserblauen Augen in das Dunkel hinein, durch welches der aufsteigende Mond silberne Streiflichter sandte.

Alles, was recht ist, sprach aber am so und sovielten Tage der Müller, mit dem unheimlichen Wassermann wird es mir nachgerade zu bunt!

In der Stube darf er nicht länger bleiben! Meinetwegen soll er seine Fische verspeisen, wo er will, aber hier am Tische will und kann ich's nicht länger dulden!

Gesagt, gethan!

Schon am nächsten Morgen war im Gärtchen neben dem Hause ein Tisch nebst einem Stuhle aufgestellt, auf daß der „Wassermann" des Abends hier seine Mahlzeit hielte und die Wohnstube des Müllers mit seinem sehr zweifelhaften Besuche verschonen möchte.

Aber welche Enttäuschung!

Gleich am Abend desselben Tages erschien der unheimliche Gast wieder zur nämlichen Stunde, ging aber, als sähe er nichts, an dem im Gärtchen aufgestellten Tisch und Stuhl ruhig vorüber, begab sich wieder in die Stube und verzehrte dort seine mitgebrachten Fische auf dieselbe Weise wie früher.

Das ging wieder Tag für Tag so fort, der Müller wollte schier verzweifeln und dachte schon daran, seine ganze Mühle dem nächsten besten zu verkaufen, als ihm auf einmal in ganz unerwarteter Weise Rettung wurde.

Und das ging so zu:

Eines Tages nämlich oder besser gesagt eines Abends sprach ein Bärentreiber bei dem Müller vor und weil

dieser im Grunde genommen ein gutherziger Mann war und nicht leicht einem Menschen eine Bitte versagen konnte, so gewährte er jenem seine Bitte um ein Nachtquartier und auch dem Bären, der ein recht possierliches Tier zu sein schien, gestattete er ein Lager im Heustadel.

Kaum nun aber saßen der Müller und der Bärentreiber in der Stube beisammen, so ging wie jeden Abend die Thüre auf und der von Wasser triefende, schilfbekränzte, aber trotzdem ungebetene Gast schritt wie sonst herein, begann seine Fische auszupacken und dieselben dann sammt den Gräten und Schuppen hinunterzuwürgen.

Anfangs vermochte der Bärentreiber vor Staunen kein Wort aus der Kehle zu bringen, dann aber begann er halblaut zu fragen: was ist denn das für ein seltsamer Kerl?

St! machte der Müller und dann begann er in flüsterndem Tone dem Bärentreiber von dem schlimmen Besuche, der nachgerade seine Tage vergällte, zu erzählen.

Das ist doch stark! bemerkte der Treiber, nachdem er den Bericht seines Wirtes zu Ende gehört hatte, — das ist doch stark! Aber — er fuhr dabei mit dem Zeigefinger nach der Stirne, — mir kommt, mein' ich, ein guter Gedanke.

Er flüsterte dem Müller leise ins Ohr und dieser nickte beifällig.

Der Bärentreiber entfernte sich und nach wenigen Minuten kam Meister Petz zur Stube hereingetrottet.

Schnuppernd sah sich derselbe eine Zeit lang in dem

ihm ungewohnten Gemache um, dann aber drang, wie es schien, der Geruch der leckeren Fische in seine Nase und sogleich näherte sich das Zotteltier dem Tische, woran der Wassermann saß, und langte sich mit seiner breiten Tatze einen Fisch herunter.

Solches aber nahm der Speisende sehr übel; verwundert blickte er einen Moment auf den Bären, dann rief er zornig: Thut mir doch die große Katze fort!

Die „große Katze" aber zeigte gar keine Lust zum Fortgehen, sondern holte sich eben einen zweiten Fisch vom Tische herab.

Da schlug der Wassermann dem Bären einen großen Karpfen, den er gerade verspeisen wollte, derart um Maul und Nase herum, daß Meister Petz ganz taumlig wurde, zugleich aber auch in solchen Zorn geriet, daß er den Tisch mitsammt dem Stuhle, worauf der Wassermann saß, zu Boden stürzte und wäre jener selbst nicht eiligst davongelaufen und in sein feuchtes Element zurückgekehrt, so würden ihn die Tatzen des zornigen Bären gar übel zugerichtet haben.

Der Müller aber war über die gelungene Vertreibung des leidigen Gastes hocherfreut und bewirtete den Bärentreiber aufs beste, Meister Petz aber erhielt zur Belohnung die noch übrigen stattlichen Fische, welche der Wassermann bei seiner eiligen Flucht auf dem Tische zurückgelassen hatte.

Am andern Abend kam der Wassermann nimmer in die Stube, aber seinen Kopf hielt er immer über

dem Wasser heraus, mit ängstlichen Blicken überall umherspähend.

Als zufälliger Weise der Müller an der Stelle vorüberging, rief jener ihm zu: Ist die große Katze noch in der Stube?

Jawohl, antwortete der Gefragte mit raschem Entschlusse, aber es sind noch mehr gekommen, ein ganzes Dutzend ist beisammen!

Da tauchte der Wassermann erschrocken unter und von diesem Augenblick an ward er nimmer gesehen.

XLIII.

Hol über!

In früheren Zeiten, wo die Menschen noch recht einfach und schlicht dahinlebten, fromm und gottesfürchtig waren, dem Nächsten nur zu nützen, niemals zu schaden trachteten und nicht, in eitler Lust befangen, nur nach Gold und immer wieder nach Gold zur Befriedigung ihrer Begierden trachteten, machten nicht selten Zwerge oder Wichtlein bei ihnen Besuch, halfen bei der Arbeit mit oder übten sonst gutes, wo nur immer sie konnten.

Die Wichtlein waren wohl nicht größer, als ein aufrecht sitzender Hase, aber es war ihrer stets eine so große Menge und ihr Fleiß ein so gewaltiger, daß sie jede Arbeit verrichten konnten und damit, — sie arbeiteten meist bei Nacht — in unglaublich kurzer Zeit fertig wurden.

Kamen oft die Landleute des Abends steinmüde nach Hause, nachdem sie den ganzen Tag über gepflügt oder gesät oder gemäht hatten, nicht wissend, ob wohl die nächsten Tage das gute Wetter noch anhalten und ihnen gestatten würde, die Arbeit glücklich fertig zu bringen, — siehe, da fanden sie am frühesten Morgen, wenn eben die ersten Sonnenstrahlen ihr rotgoldnes Licht über die noch träumende Flur warfen, die Arbeit gethan.

Das haben wieder die braven Zwerge gethan! riefen

sie dann einstimmig mit dankerfüllten Blicken, unser Herrgott vergelt' es den lieben Wichtlein!

Und wenn eine brave Hausfrau oder eine diensteifrige Magd mit der Arbeit in Stube, Küche und Keller gar nicht fertig zu werden wußte und sich des Abends totmüde und bekümmerten Herzens zur Ruhe begab, weil des andern Tags die Arbeit und Plage von neuem anzuheben begann, — da kamen des Nachts die braven Wichtlein lautlos zum Fenster hereingestiegen und begannen zu scheuern und zu putzen, zu wischen und zu ordnen, daß es eine Art war und ehe noch der Hahn draußen im Hofe den ersten Weckruf erschallen ließ, waren die kleinen Männlein wieder verschwunden, Frau und Magd aber wußten sich vor Freude und Staunen gar nicht zu fassen und priesen die That ihrer kleinen, unsichtbaren Freunde mit lauten Dankesworten.

Da lebte einmal bei dem schönen Benediktinerkloster Weltenburg, in dessen Nähe die blaue Donau ihre Fluten durch ein turmhohes Felsenjoch zu zwängen hat, ein rechtschaffener, aber blutarmer Fährmann, der nur mit äußerster Mühe im stande war, von den paar Kreuzern, die sein Gewerbe einbrachte, die zahlreiche Familie zu ernähren.

Eines Abends, als schon der Mond hinter finsteren Wolkenwänden heraufzog und nur zeitweise durch einzelne Risse, welche der heftige Wind in jene machte, wie durch ein Guckloch auf die Erde herabschauen konnte, vernahm dieser Fährmann auf einmal vom jenseitigen Ufer — der

Wind blies eben daher — ein lautes, langgedehntes „Hol über" in die enge, rauchgeschwärzte Stube hereintönen.

Gar mancher andere hätte sich da bei der windigen, unfreundlichen und finsteren Nacht gedacht: du kannst da drüben gut rufen! Warum bist du nicht zur Tageszeit gekommen, um den lumpigen Pfennig, den ich im besten Fall erhalte, setze ich nicht die Gesundheit und nach Umständen das Leben aufs Spiel!

Aber unser braver Fährman dachte nicht so, sondern ohne ein Wort des Unmuts steckte er sich ein Stück Unschlittkerze in die alte Laterne, trat vor seine windumtobte Hütte hinaus, schritt auf die Fähre zu und band sie vom Seile los.

„Hol über", schallte es wieder zum so und so vielten Male herüber.

„Komm' schon", rief der brave Schiffer entgegen und in der That rauschte bereits die breite Fähre ans jenseitige Ufer hinüber.

Auffallender Weise legte sich jetzt auf einmal der Wind, der Mond brach durch die Wolken hindurch und beleuchtete die ganze Umgegend.

Die Fähre stieß ans Ufer.

War's möglich?

Derjenige, welcher so mächtig und fast ununterbrochen sein „Hol über!" hatte erschallen lassen, war ein kleinwinziges Männlein, kaum zwei Schuh hoch!

Der Fährmann sagte aber nichts, sondern er ließ seinen kleinen Fahrgast nach einem freundlichen „Grüß

Gott" ruhig einsteigen und fuhr ihn ans jenseitige Gestade hinüber.

Das Wichtlein — ein solches war nämlich der kleine Mann — stieg aus und drückte dem Fährmann zum Lohne einen blanken, funkelnden — Thaler in die Hand!

Aber, o Wunder! gleich nach ihm stieg ein zweiter, ein dritter, ein vierter Zwerg aus der Fähre — wo kamen sie nur alle her? — ein jeder überreichte dem Schiffer einen Thaler und so ging das fort, bis der überglückliche Mann die beiden Taschen seines alten, geflickten Rockes voll solcher Münzen hatte, so daß die Säcke beinahe zu zerreißen drohten!

Dann auf einmal waren die Zwerge wieder alle verschwunden, der Mond trat hinter die Wolken und der Wind sauste wie vorher durch die Wipfel der ächzenden Tannen.

Der Schiffer aber wußte sich vor Freude und Dankbarkeit kaum zu fassen, Weib und Kinder, die schon längst in ihren dürftigen Betten ruhten und schliefen, wurden aufgeweckt und wie im Traume starrten sie alle auf die blitzenden Thaler, welche der Vater aus seinen Taschen hervorholte und auf den großen hölzernen Tisch rollen ließ, daß einer über den andern sprang und ein lustiges Klingen die ganze Stube durchtönte.

XLIV.

Lauterach.

Ein lauer Sommerabend war's, die Heckenrosen streuten ihre Düfte über die schweigsame Flur und die Vöglein im Walde suchten sich schon schlummermüde unterm Laubdach zu betten.

Des Müllers Töchterlein aber wandelte noch allein am Ufer des Baches dahin und ihr junges Herz freute sich der schönen Natur und mit leuchtenden Augen sah sie bald auf die bunten Wiesenblumen, von denen die meisten schon ihre prangenden Kelche geschlossen hatten, bald wieder empor zu dem dunkelblauen Himmelsdom, aus dem schon einzelne Sterne herniederblinkten.

Aus der Ferne aber hörte man das Mühlrad rauschen geschwätzig und schnell rieselten die gestauten Fluten an seinen Schaufeln auf- und abwärts und erzählten sich viel von ihren Erlebnissen, freudigen und traurigen, wie's eben das Schicksal mit sich bringen mochte.

Denn auch die flüchtigen Wellen haben ihre Erlebnisse und — ihre Schicksale, grade wie die Herzen der Menschen!

Das Müllerstöchterlein aber wandelte am Rande des Baches fort, immer fort, ein kühler Abendhauch säuselte durch die Erlen, von denen das Ufer bekränzt war und zeitweise huschte ein Nachtvogel über den Bäumen dahin, wie der Schatten eines fliegenden Blattes.

Auf einmal erblickte das Mädchen einen ganzen Büschel von Vergißmeinnicht, die auf einem Fleckchen des gerade hier weiter vorspringenden Ufers dicht beisammen standen.

Was die Blumen so schön zu ihr emporsahen, mit ihren tiefblauen Gesichtern und dem goldnen Sternchen in der Mitte!

Davon wollte die Müllerstochter einige pflücken, um jeden Preis!

Der Vater würde seine helle Freude dran haben, also hinab zu den lieblichen Blumen!

Sie hatte schon einige gebrochen, da sank auf einmal das Erdreich unter den zarten Füßen des Mädchens und glitt mit ihm den Bach hinunter.

Der aber floß gerade hier über eine tiefe, ausgehöhlte Stelle hinweg, wohl sechs Schuh mochte des Baches Tiefe betragen. Davon aber wußte natürlich das Mädchen nichts.

Es erschrak zwar sehr, als es auf einmal die weichen Fluten an seinem Gesicht und Hals verspürte, doch sie griff gleich beherzt nach den nächsten Zweigen und suchte sich daran festzuhalten.

Aber diese schienen selber mit ihr zu versinken, die Kleider, die Schuhe wurden schwerer und schwerer, da begann das Müllerstöchterlein, auf einmal von eisiger Todesangst ergriffen, um Hilfe zu schreien, das Wasser kam ihr schon an den Mund heran und die Füße konnten keinen Boden finden.

Wieder begann das Mädchen zu schreien, jetzt so

laut, so dringend, daß aus weiter Ferne das Echo der geängstigten Stimme herüberschallte.

Aber alles blieb still, niemand auch hörte der Armen Hilfeschrei.

Nun ward es auch im Bache wieder ruhig, ganz ruhig, nur der Wind strich säuselnd durch der Erlen dunkles Blätterkleid.

Daheim aber in der Mühle saß der Vater auf einer Bank neben der Hausthüre, that manchen Zug aus der schlichten, irdenen Pfeife und dachte an vieles, bald an freudiges, bald an trauriges, wie's ihm eben in den Sinn kam, gleich den Wellen, die da drunten im Mühlbache vorüberrauschten, aufwärts und dann wieder abwärts steigend.

Und auch seines treuen Weibes dachte der Mann, mit dem er so manches Jahr über glücklich und zufrieden gelebt hatte, bis eines Tages der bittere und grausame Tod kam und sie von seiner Seite riß.

Jetzt schlummerte die treue Gefährtin von einstmals da drüben auf dem umfriedeten Kirchhof, der an den sanften Abhang eines Hügels sich lehnte.

Still war's dort, recht stille, das hohe Kreuz in der Mitte mit dem vergoldeten Heiland sah über die Gräber und die kleine Umfassungsmauer heraus und hinter ihm stieg die bleiche Mondsichel langsam am Himmel empor.

Aber wo blieb denn Gertrud, seine einzige, seine über alles geliebte Tochter, der Trost seines Auges und Herzens?

Nie noch war sie so lange von ihm fortgeblieben,

ihre kleinen Spaziergänge längs dem Ufer des Mühlenbaches hatte sie bisher immer vor Anbruch der Dämmerung beendet und sich wieder beim Vater eingefunden, ihm Gesellschaft geleistet und, neben ihm sich auf die Bank niederlassend, durch ihr liebes und heiteres Plaudern jede Schwermut von der Stirne gebannt.

Wo sie nur bleiben mochte?

Jetzt ließen sich aus der Ferne Schritte vernehmen; Gott sei Dank, daß sie kam!

Aber es war nur eine Täuschung, eine schmerzliche Täuschung, der Knecht des benachbarten Einödhofes kam draußen auf der vom Staube weißgefärbten Straße vorüber.

Hast Du meine Tochter nicht gesehen? fragte der Müller den Knecht über den Zaun des Gartens hinüber.

Eure Tochter? entgegnete der Gefragte, indem er das gleichmäßige Tempo seiner Schritte unterbrach und stehen blieb.

Nein, die hab' ich nicht gesehen! sprach er nach einer kleinen Pause, gute Nacht, Müller!

Der aber erwiderte nichts, eine plötzlich aufsteigende, ungeheuere Angst schnürte dem Manne die Kehle zu.

Wenn Gertrud ein Unglück zugestoßen wäre, heiliger Gott, ein Unglück!

Der Müller kehrte wieder auf den früheren Platz zurück, aber er hatte keine Ruhe mehr, bald stand er wieder auf und rief nach den Knechten.

Ob sie nichts von seiner Tochter, von Gertrud, wüßten?

Die Knechte verneinten die Frage.

Dann geh' einer von euch das Ufer hinauf, ihr entgegen! Nehm' er im Fall eine Laterne mit!

Das braucht's nicht, Herr, 's wird eine mondhelle Nacht!

Auch der Lorenz soll mitgehen! befahl der Müller weiter.

Alsbald entfernten sich die Knechte und Gertruds Vater war allein; es wurde ihm von Minute zu Minute ängstlicher, eine schreckliche Unruhe und Bangigkeit bemächtigte sich seiner.

Die beiden Knechte aber hatten sich bereits auf den Weg gemacht, schweigend und nach allen Seiten spähend schritten sie längs des Ufers dahin.

Von Zeit zu Zeit riefen sie auch ein lautes Halloh! oder den Namen der Tochter ihres Herrn, doch alles blieb still, nur ein leichter, warmer Windhauch zog durch das Gebüsch und die dunklen Erlen, hie und da strich auch ein Nachtvogel mit weichem, unmerklichem Flügelschlag über dem Bette des Baches dahin.

Wo die Gertrud nur sein mag? begann endlich der ältere Knecht, auf den vor ihm schreitenden Gefährten, der auf einmal stehen geblieben war, einen ängstlichen Blick werfend.

Was ist denn das? begann der andere, da schwimmt hinterm Gebüsche etwas weißes, etwas . . .

Herr Jesus, rief Lorenz, das ist ja die Gertrud, die ist, scheint es, da hineingestürzt!

Wie kommen wir ihr denn bei? Hier, nimm Du den Rechen da, zieh das Kleid heran!

Nach wenigen Minuten hatten die beiden das Mädchen ans Ufer gezogen.

Das feine, schöne Antlitz war gar nicht entstellt, nur ein leiser Zug des Schmerzes schwebte um den fest geschlossenen Mund; in der rechten Hand hielt sie noch krampfhaft einen Büschel von Vergißmeinnichten, die blonden, langen Haarzöpfe aber waren teilweise aufgegangen und vom Wasser, wie natürlich, ganz durchfeuchtet.

Lauf Du fort, rief der ältere Knecht, so schnell als möglich und hol vom nächsten Dorfe den Bader!

Wozu denn? entgegnete der andere, 's ist ja umsonst, die Gertrud ist tot und wird nimmer wach!

Ja, Gertrud war wirklich tot.

Die beiden Knechte knieten an der Leiche des unglücklichen Mädchens nieder und wie auf Verabredung fingen sie gleichzeitig bitterlich zu weinen an.

Mittlerweile kam der alte Müller langsam herangeschritten: allein konnte und mochte er nimmer auf der Mühle bleiben.

Habt ihr sie noch nicht gefunden? rief er mit angsterfüllter Stimme den Knechten entgegen.

Wenn diese nur im selben Augenblick mitsammt der

Gefundenen hätten unter die Erde versinken können! Aber sie mußten das Schreckliche miterleben.

Der Arme stand beim Anblick der Leiche anfangs starr und regungslos, dann aber brach er mit einem lauten Aufschrei zusammen und war nach wenigen Minuten tot.

Durch die Erlen aber strich es wie Seufzer und Klagen dahin und die Wellen rauschten so wehmütig und traurig, als ob sie in einem fort nur lauter Weh und lauter Ach wollten in die schweigende Nacht hinausrufen und seitdem erhielt auch der Bach den Namen Lauterach!

XLV.

Das Zigeunergrab.

In einem Walde nahe dem Ufer der Raab lagerte um ein prasselndes Feuer, worüber ein Kessel aufgehangen war, eine seltsame und unheimliche Gesellschaft: Männer und Weiber, junge und alte, dürftig und dabei phantastisch gekleidet, die Weiber mit Münzen und Perlen behangen, um das Haupt feuerrote Tücher geschlungen.

Es waren Zigeuner, die von weit, weit her gezogen kamen und nun hier im tiefen Walde lagerten.

Nacht herrschte noch rings und ein starker Wind zog von Zeit zu Zeit durch's Geäste der riesenhaften Bäume, daß es laut rauschte und brauste und die Wipfel hoch oben sich trotzig schüttelten.

Eine alte Zigeunerin aber kauerte dicht am Feuer, warf dürre Aeste in die rot aufzuckenden Flammen und rührte im brodelnden Kessel um, worin Fleischklöße und Schwämme, Lieblingsspeise der Zigeuner, besonders ihres Hauptes, des fast hundert Jahre alten Z e i t o, gekocht wurde.

Mit Sonnenaufgang mußte zu neuer Wanderung aufgebrochen, die Mahlzeit noch vorher eingenommen werden.

Der alte Zigeunerhauptmann schlief in einem Karren, auf dem ward er immer bei der Wanderung mitgeführt.

Aber das sollte nun ein Ende nehmen, nicht länger konnte und wollte man den ob seiner Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit äußerst lästigen Greis mitführen. War's

für den Alten selber nicht eine Wohlthat, einmal lange, recht lange schlafen und aus diesem Schlafe nimmer erwachen zu dürfen?

Was denn auch hatte eines Zigeuners Leben Verlockendes an sich?

Wandern, ruhelos wandern, frieren, hungern und dürsten, jedes Stück Brot erbetteln oder wie ein Raubtier sich's stehlen, gemieden und gefürchtet von all den andern, die gleich ihnen sich Menschen nannten, — war das ein Leben?

Was war doch dieser Zeito so zählebig, so eigensinnig und boshaft, nicht sterben zu wollen?

Man mußte ihn zwingen zum Schlafen, ja wohl, zwingen! Kaum zehn Schritte von dem Greise entfernt gruben etliche jüngere Burschen eine Grube, die Schaufeln blinkten im Scheine der Flammen, die unter dem Kessel prasselten und ihre roten Zungen bald da bald dort über denselben emporstreckten.

Der alte Zeito erhielt aber vorher noch seine Leibspeise, Fleischklöße und Schwämme, — dann hinunter mit ihm in die Grube, ohne Erbarmen hinunter!

Aus der Ferne ließ sich jetzt das dumpfe Rollen des Donners vernehmen, ein Gewitter, schien es, kam herangezogen.

Was schert den Zigeuner ein Gewitter?

Der Sturmwind begann zu brausen, stoßweise fegte sein zorniger Atem über die Wipfel der Bäume hin und zerzauste ihr grünes Gefieder.

Was schert den Zigeuner ein Sturmwind?

Der alte, fast hundertjährige Zeito schlief noch immer.

War er etwa schon tot?

Dann würde die Mahlzeit eingespart und die sonstige Schererei!

Aber wie, — er erwachte!

Die Augen rieb er sich und dann sah er verwundert auf die Burschen, welche bis an die Brust in der Grube standen und die ausgegrabene Erde mit den Schaufeln nach beiden Seiten herauswarfen.

Was machen denn die da?

Eine Grube machen sie, — das siehst du doch!

Eine Grube? Für wen denn?

Weiß nicht.

Wieder ließ sich das Rollen des Donners vernehmen. Die alte Zigeunermutter verkündete, daß die Mahlzeit „fertig" sei.

Gierig scharte sich das Volk um den brodelnden Kessel und langte sich mit einem eisernen Löffel — man hatte ihn erst jüngst „gefunden" — das Gericht auf zinnerne Teller heraus, auch diese waren nicht gekauft worden.

Der fast hundertjährige Zeito wurde aber in besonderer, ganz ungewohnter Weise zum „Essen" genötigt.

Was hatte denn dies alles zu bedeuten?

Iß! hieß es in einem fort, iß! Dazu grollte der Donner.

Endlich sagte der alte Zeito: ich kann nimmer! Was

habt ihr denn? Warum zwingt ihr mich denn zum Essen? Das habt ihr doch sonst niemals gethan!

Weil's zum letzten Mal ist, Vater Zeito! rief es dem Alten aus der Runde entgegen und schon im nächsten Augenblick faßten die Burschen, welche die Grube gegraben hatten, den Greis bei Armen und Füßen und warfen ihn — der entnervte Körper konnte so gut wie keinen Widerstand entgegensetzen — in die Grube: dann begannen sie die ausgeschaufelte, zu beiden Seiten des Grabes liegende Erde darauf zu werfen, immer darauf.

Jetzt leuchtete ein greller Blitz durch den Wald, ein furchtbarer Donnerschlag, der gleich hinterdrein erdröhnte, machte den Erdboden erzittern.

Aber der alte Zeito drunten in der zugeschütteten Grube hörte nichts mehr davon; er hatte überhaupt keine Empfindung mehr, der Tod war schon gekommen, als Erlöser, nicht als strafender Richter.

Auf einmal stürzte einer der Zigeuner unter Zuckungen und wilden Schmerzensrufen zu Boden und gleich darauf eines der Weiber, dann wiederum eins.

Gift, Gift! schrien und brüllten sie, sich auf der Erde wälzend.

Und wieder fielen einzelne nieder.

Die Schwämme waren giftige Schwämme und all die Zigeuner und Zigeunerinnen hatten davon im Uebermaße genossen, eine Rettung war nimmer möglich.

Der Tod hielt eine grausige Ernte, unter grellen

Blitzen und krachenden Donnerschlägen prasselte ein Hagelsturm hernieder.

Der fast hundert Jahre alt gewordene Zeito schlief drunten tief in der Grube, er hörte, er sah, er empfand nichts mehr von allem über ihm.
